

WESTFALENHÜTTE

NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE

MÄRZ 1959

POSTVERLAGSORT DORTMUND



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund
11. Jahrgang - Nr. 3 - März 1959

Unsere Bilder:

Der Kleingärtner

Aus dem Inhalt:

Die große Klappe
Die Lage bei Eisen und Stahl
Der Vorstand gibt Bericht
Der Betriebsrat gibt Bericht
Sie stellen sich zur Wahl
Unsere Briefmarken
Guter Rat für jedes Rad
„Selbstgeblasenes“ für unsere Versuchsbetriebe
Immer daran denken
„Achtung! Blindgänger!“
Bernhard Salzmann †
Hans Schnettler †
Unsere Jugend am Schliersee
Unsere offene Tür
Verbesserungsvorschlag
Unsere Ehrentafel
Wir kommentieren und glossieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
Das interessiert die Frau
Mutter hat nie Zeit
Otto Wohlgemuth 75 Jahre
Der Obstbau und seine Pflege
Das müssen Sie wissen
Fotofreunde knipsen ein Hobby
Kleine Hilfen für unsere Leser
Sich neben sich selbst stellen
„Gut Holz!“ und „Gut Hölzchen!“
Alaska
Die alten Rathäuser von Münster und Dortmund
Unser Rätsel
Kurz gelacht
Der Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,

Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoeschen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,

vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.

Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem

Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-

triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete

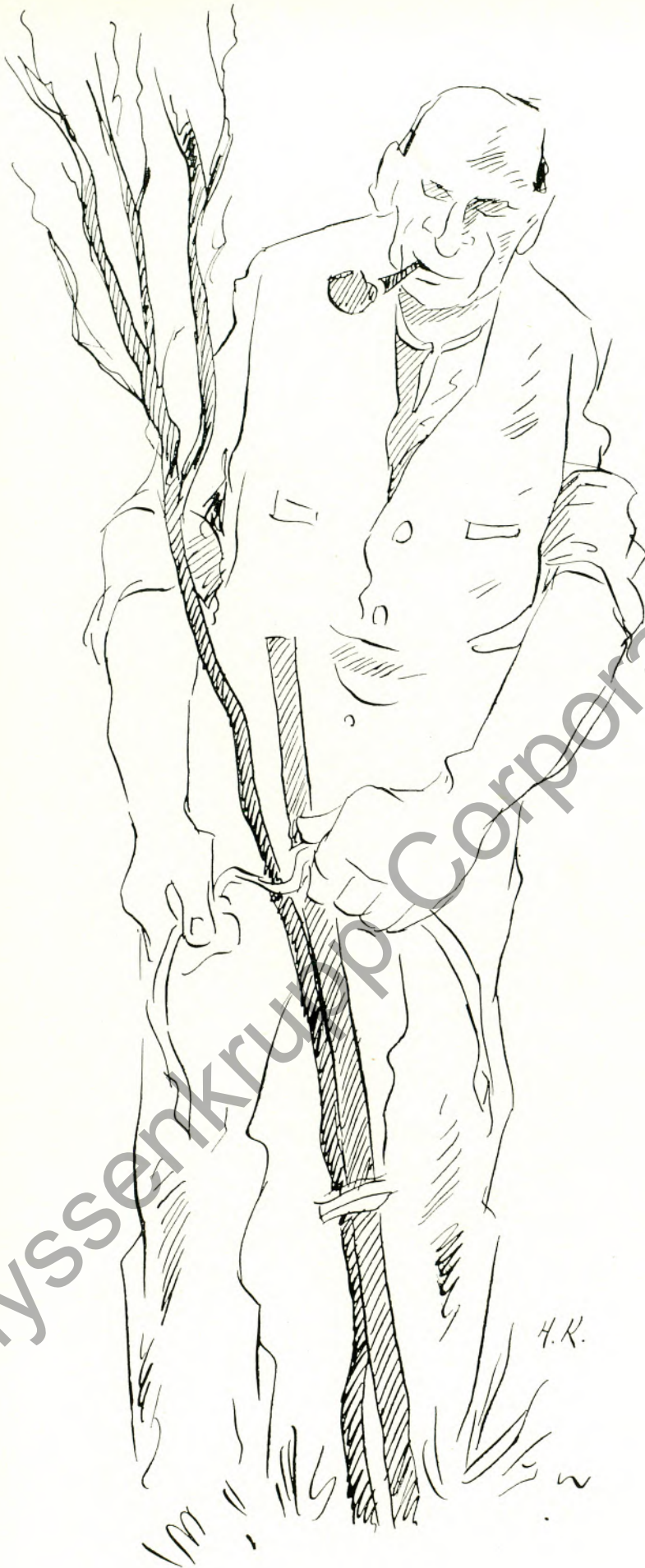
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche

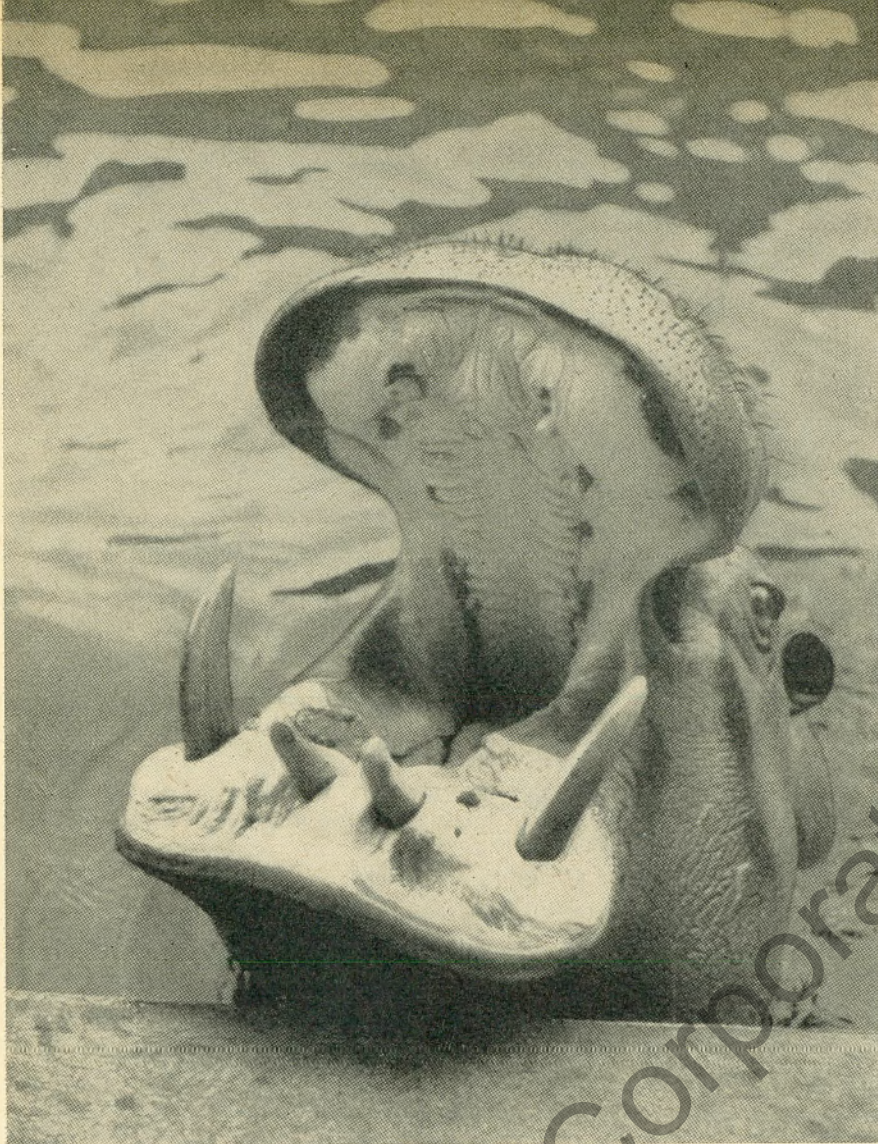
Auffassung des Verfassers. Die pressgesetzliche

Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird

voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen





Lernt, daß man still sein soll,
wenn man im Herzen Groll hat.
Man nimmt den Mund nicht voll,
wenn man die Schnauze voll hat.

Erich Kästner

Die große Klappe

nimmt dem Nilpferd niemand übel; es hat sie nun einmal von Natur. Wir wissen, daß auch gewisse Menschen von Natur aus eine große Klappe haben. Oft steckt nicht viel dahinter an Intelligenz, Können oder besonderer Tüchtigkeit. Man läßt sie reden, aber man legt nicht jedes ihrer Worte auf die Goldwaage. Sagen Sie selbst: Würden Sie einem Prahlers und Maulaufreißer eine wichtige Aufgabe anvertrauen?

Indessen wiederholt sich immer wieder die merkwürdige Erscheinung, daß die Schaumschläger, die man ja in jedem Betrieb und in jeder Organisation antrifft, ihre Anhänger finden. Nicht etwa nur unter den Gleichgültigen, Urteilslosen und Mitläufern, sondern selbst unter Leuten, die im allgemeinen als vernünftig, einsichtig und überlegt gelten. Wie kommt das? „Die werden mal ein bißchen Leben in die Bude bringen, und das kann nichts schaden“, bekommt man oft zur Antwort. Freilich ist auch die Tatsache nicht zu übersehen, daß es unter den mit Vernunft, Einsicht und Überlegung begabten Menschen leider so wenige gibt, die bereit sind, ein Ehrenamt oder eine Aufgabe zu übernehmen. Und so passiert es nicht eben selten, daß wir unsere Interessen Leuten anvertrauen, die sich mit ihrer „großen Klappe“ in den Vordergrund drängen.

Vielleicht sollten wir uns doch die Leute genauer ansehen, die wir zu unseren Interessenvertretern wählen. Denn es ist ja nicht die Hauptsache, „daß mal Leben in die Bude kommt“, sondern daß auf die Dauer eine sachliche, fruchtbare und für alle Seiten befriedigende Arbeit geleistet wird. Erfreulicherweise war das im allgemeinen bis jetzt auf unserem Werk auch der Fall. Aber gerade deswegen wollen wir beizeiten achtgeben, daß sich Schreier und Krakeeler nicht unnötig in den Vordergrund drängen.

Diese erheben ihre Stimme nämlich nicht dann am lautesten, wenn alles glatt und zur Zufriedenheit der meisten verläuft, sondern sie schlagen Kapital aus den Schwierigkeiten und Differenzen, die wohl nirgends fehlen und die nie völlig zu vermeiden sind. Aber gerade dann kann man „große Schnauzen“ am wenigsten gebrauchen. Dann sind nämlich Persönlichkeiten nötig, die sich mit Vernunft und Verantwortung um eine Lösung der Probleme bemühen.

Die Lage bei Eisen und Stahl

Wer von uns könnte nicht daran interessiert sein, zu erfahren, wie sich die Situation am Eisen- und Stahlmarkt entwickelt — hängt doch unser Werk und damit jeder einzelne mehr oder weniger davon ab, ob es uns gelingt, unter den gegebenen Verhältnissen unser Beschäftigungsniveau zu halten.

Wie allgemein bekannt, hat die westdeutsche Stahlindustrie in den Nachkriegsjahren die größten Anstrengungen unternommen, um durch einen forcierten Kapazitätsausbau dem steigenden Stahlbedarf Rechnung zu tragen und dadurch den unnormalen Zustand einer permanenten Stahlknappheit mit z. T. katastrophalen Engpässen bei einzelnen Walzerzeugnissen zu beenden. Wenn es nun heute so aussieht, als wäre hier des Guten zuviel getan worden, so ist dieses Bild — auf lange Sicht gesehen — dennoch trügerisch. Es gibt keinen Zweifel, daß der Stahlbedarf auf Jahre hinaus auch weiterhin langsam und stetig zunehmen wird, ohne allerdings die überhöhten Steigerungsraten zu erreichen, wie sie infolge des großen Nachholbedarfes in den letzten Jahren gang und gäbe waren. Der Stahlverkäufermarkt ist fürs erste vorbei!

Wie aber läßt sich bei diesem — langfristig — zuversichtlichen Ausblick hinsichtlich der Stahlbedarfsentwicklung

die heutige Situation

erklären, die gekennzeichnet ist durch einen seit fast einem Jahr andauernden Beschäftigungsrückgang, durch verminderte Stahlbezüge ab Werk unserer innerdeutschen Stahlverarbeiter, durch Schwierigkeiten im Exportabsatz zu nur einigermaßen vertretbaren Preisen? Bedarf es doch nur eines kurzen Überfliegens der Schlagzeilen in der Presse, um den Eindruck zu gewinnen, daß sich nicht nur die westdeutsche Stahlindustrie, sondern darüber hinaus auch die Stahlindustrie fast aller Montanunionländer, ja, der ganzen Welt, in einer ausgesprochen prekären Lage befindet, aus der sich — bei allem vorsichtigen Optimismus — noch kein neuer Aufschwung mit Sicherheit herauslesen läßt.

Zum *Beschäftigungsrückgang* in der deutschen Stahlindustrie meldete VWD am 14. Februar: Von den 117 Hochofen in der deutschen Stahlindustrie, die vor dem Rückschlag in Betrieb gewesen waren und seitdem neu fertiggestellt wurden, waren Anfang 1959 nur noch 93 in Betrieb und von den 180 SM-Einheiten nur noch 126. In beiden Fällen wurden rund 20 Prozent stillgelegt. Außerdem werden die in Betrieb befindlichen Ofen im allgemeinen nicht voll ausgelastet. Bei Elektroöfen ist die Situation etwas günstiger. Von 139 Ofen sind noch 132 in Betrieb. — Die Zahl der in der Stahlindustrie beschäftigten Arbeiter ist seit dem 1. Januar 1958 bis zum 31. Januar 1959 von 235 353 auf 219 951 (= - 6,5 v. H.) zurückgegangen; die Zahl der beschäftigten Angestellten dagegen von 37 823 auf 38 773 (= + 2,5 v. H.) gestiegen. (Redaktion)

Hierzu zunächst einmal eine erstaunliche Feststellung! Der **Stahlverbrauch**,

d. h. die tatsächliche Verwendung bzw. Verarbeitung von Stahlerzeugnissen, innerhalb der vielfältigen Industriezweige der Bundesrepublik hat im Jahre 1958 gegenüber dem Vorjahr 1957 noch weiter, wenn auch relativ geringfügig, um etwa 3 v. H. zugenommen. Es stimmt also gar nicht, wie man auf den ersten Blick vermuten möchte, daß im großen ganzen gesehen weniger Stahl als zuvor in die unzähligen Erzeugnisse der stahlverarbeitenden Industrie eingegangen ist. Wir wollen hierbei nur erinnern an die z. T. hohe Produktionszunahme bei Automobilen, Kühlschränken, Waschmaschinen und vielen anderen Konsumerzeugnissen, die jedem von uns als „stahlfressende“ Produkte zur Genüge bekannt sind.

Der Stahlverbrauch ist also, wie gesagt, immer noch im Anstieg begriffen, und doch sprechen wir heute mit voller Berechtigung und einigermaßen besorgt von einer

„Stahlflaute“.

Hierfür gibt es nicht nur eine, sondern eine ganze Reihe von Erklärungen, die zwar auch nicht dazu dienen können, die Stahlmarktlage zu bessern, die uns aber zu einer gewissen Hoffnung berechtigen, daß es doch über kurz oder lang wieder aufwärtsgeht.

Da ist zunächst einmal das außerordentlich folgenreiche

Problem der Lagerbestände.

Infolge der jahrelang andauernden Stahlknappheit und der damit verbundenen Schwierigkeiten einer termingerechten Materialbeschaffung waren die Stahlverarbeiter — wie auch der Stahlhandel — in nach ihrer Meinung „weiser Voraussicht“ dazu übergegangen, ihre Lagerbestände in Walzerzeugnissen über den produktionsmäßig notwendigen Umfang hinaus auf einen Stand zu erhöhen, der schon zur Jahreswende 1957/58 nicht mehr gerechtfertigt erschien. Mitte des Jahres 1958 konnte z. B. die Investitionsgüterindustrie eine 4-Monats-Produktion *allein* aus Lagervorräten alimentieren.

Damit sollte vermieden werden, daß plötzlich auftretende Engpässe in der Materialversorgung zu unangenehmen Einschränkungen in der Produktion führen könnten. Daß eine solche „vorausschauende“ Politik der überhöhten Stahllagerbestände, die sich auch der Stahlhandel zu eigen machte, letztlich die

schon vorhandene Stahlknappheit noch künstlich verschärfte,

bedarf wohl keiner näheren Erklärung.

Die weitere Entwicklung verlief dann wie folgt: Durch den fortschreitenden Ausbau der Stahlkapazitäten bei den westdeutschen Hüttenwerken und in aller Welt verkürzten

sich allmählich die Lieferfristen. Stahlangebot und Stahlnachfrage begannen sich anzugleichen. Der Verkäufermarkt wandelte sich zum Käufermarkt.

Niemand kann es unter diesen Umständen den Stahlverarbeitern und dem Stahlhandel verdenken, wenn sie aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten etwa ab Frühsommer des Jahres 1958 *rigoros* damit begannen, ihre stark überhöhten Lagerbestände abzubauen, nachdem sie sich schon zuvor bis zu einem gewissen Grad als Stahlnachfrager vom Markt zurückgezogen hatten.

Man schätzt, daß die

Lagervorräte beim Stahlhandel

von Ende Juli 1957 bis Ende März 1958 um ein Drittel auf rund 1,1 Millionen Tonnen gestiegen sind. Bis Ende November 1958 waren sie dann wieder auf den Stand von Ende Juli 1957 abgesunken.

Über die Höhe der

Lagervorräte bei den Verarbeitern

läßt sich nur schwer Genauerer sagen. Die Stahlbestände haben ab 1954 — jedoch verstärkt ab Mitte 1957 bis zum Frühsommer 1958 — laufend zugenommen und zu diesem Zeitpunkt einen Höchststand zwischen 3,5 bis 4,0 Millionen Tonnen erreicht. Seitdem dürfte durch den inzwischen vollzogenen Lagerabbau in etwa eine Normalisierung der Bestände erreicht worden sein, so daß der laufende Bedarf in nächster Zeit sicherlich wieder durch Neubestellungen bei den Walzwerken gedeckt werden wird.

Dieses wäre um so wichtiger, als der

Auftragsbestand bei den deutschen Hüttenwerken

im Verlauf des Jahres 1958 ganz erheblich zusammengeschrumpft ist. Die Stahllieferungen der westdeutschen Hüttenwerke haben während des ganzen Jahres über den Auftragseingängen gelegen.

In welchem Umfang die Zurückhaltung der deutschen Stahlnachfrager am Stahlmarkt zu einem Lieferausfall bei den deutschen Hüttenwerken geführt hat, wird zahlenmäßig aus folgender Tabelle ersichtlich:

Es bezogen weniger Stahl im Monatsdurchschnitt 1958 gegenüber 1957:

Binnenstahlhandel	52 151 t	= 23,7 %	weniger als 1957
Vormaterial für Röhrenwerke und Freiformschmieden	25 258 t	= 13,3 %	„ „ „
Kaltwalzwerke und Kaltziehwerke	5 020 t	= 2,9 %	„ „ „
Stahlbau	15 482 t	= 1,0 %	„ „ „
Stahlverformung	9 199 t	= 10,5 %	„ „ „
EBM-Industrie	13 845 t	= 5,9 %	„ „ „
Maschinenbau	4 474 t	= 6,7 %	„ „ „
Schiffbau	4 833 t	= 8,0 %	„ „ „
Baugewerbe	2 235 t	= 6,8 %	„ „ „
Bergbau	2 054 t	= 15,4 %	„ „ „
übrige Abnehmergruppen	8 666 t	= 17,8 %	„ „ „

Summe: 143 217 t = 13,3 % weniger als 1957

Wer könnte sich darüber wundern, daß ein monatlicher Inlands-Nachfrageausfall von rund 143 000 Tonnen —

bei Inlandslieferungen von 1,183 Millionen Tonnen im Jahre 1957 — negative Auswirkungen auf die Beschäftigungslage der westdeutschen Stahlindustrie insgesamt und damit auch der einzelnen Hüttenwerke nach sich zieht? In diesem Zusammenhang muß noch auf die gleichzeitige

Erhöhung der preisgünstigen Walzstahleinfuhren,

insbesondere aus den Montanunionländern, hingewiesen werden, deren Druck auf den deutschen Stahlmarkt sich im Jahre 1958 infolge der international verschlechterten Stahlkonjunktur — bei erhöhtem Stahlangebot — zunehmend verstärkt hat. So sind im Jahre 1958 monatlich etwa 26 000 t Walzstahl mehr importiert worden als 1957. Auf diese Weise haben nicht nur der Abbau der überhöhten Lagerbestände, sondern auch noch zusätzliche Walzstahleinfuhren — auf Kosten der Lieferungen westdeutscher Werke — dazu beigetragen, die stahlverarbeitende Industrie der Bundesrepublik mit den für ihre Produktion benötigten Stahlmengen zu versorgen.

So, wie die Dinge nun einmal liegen, wird man sich nicht der Einsicht verschließen können, daß vor allem das

unheilvolle zeitliche Zusammentreffen

verschiedener, mehr oder weniger gravierender Einzel-faktoren die heutige Situation am deutschen Eisen- und Stahlmarkt verschuldet hat, nämlich: Abbau der Lagerbestände bei potentiell erweitertem Stahlangebot und steigenden Importen. Hieraus aber läßt sich auch ein gewisser Optimismus für die Zukunft herleiten. Mit der erfolgten Normalisierung der Lagerbestände und der beginnenden Frühjahrssaison 1959 wird trotz des sich immer noch verstärkenden Importdrucks sicherlich ein Teil der neuen Stahlnachfrage auf die westdeutschen Hüttenwerke zukommen.

Abschließend noch ein Wort zum

Walzstahlexport.

Man sieht so gern in einer verstärkten Ausfuhr von Walzerzeugnissen ein „Ventil“, durch das sich unzureichende Absatzmöglichkeiten im Inland kompensieren lassen. Auch diese Anschauung ist nur bedingt richtig, denn sie setzt voraus, daß der Rückgang der Stahlnachfrage auf das in gesteigertem Maße exportwillige Land beschränkt bleibt, während die übrigen Länder noch über genügend Stahlabsatzmöglichkeiten verfügen. Eine solche „isolierte“ Stahlmarktentwicklung ist aber im Zeichen der immer enger und enger zusammenarbeitenden Wirtschaftsräume nicht allzu häufig anzutreffen.

Betrachten wir die

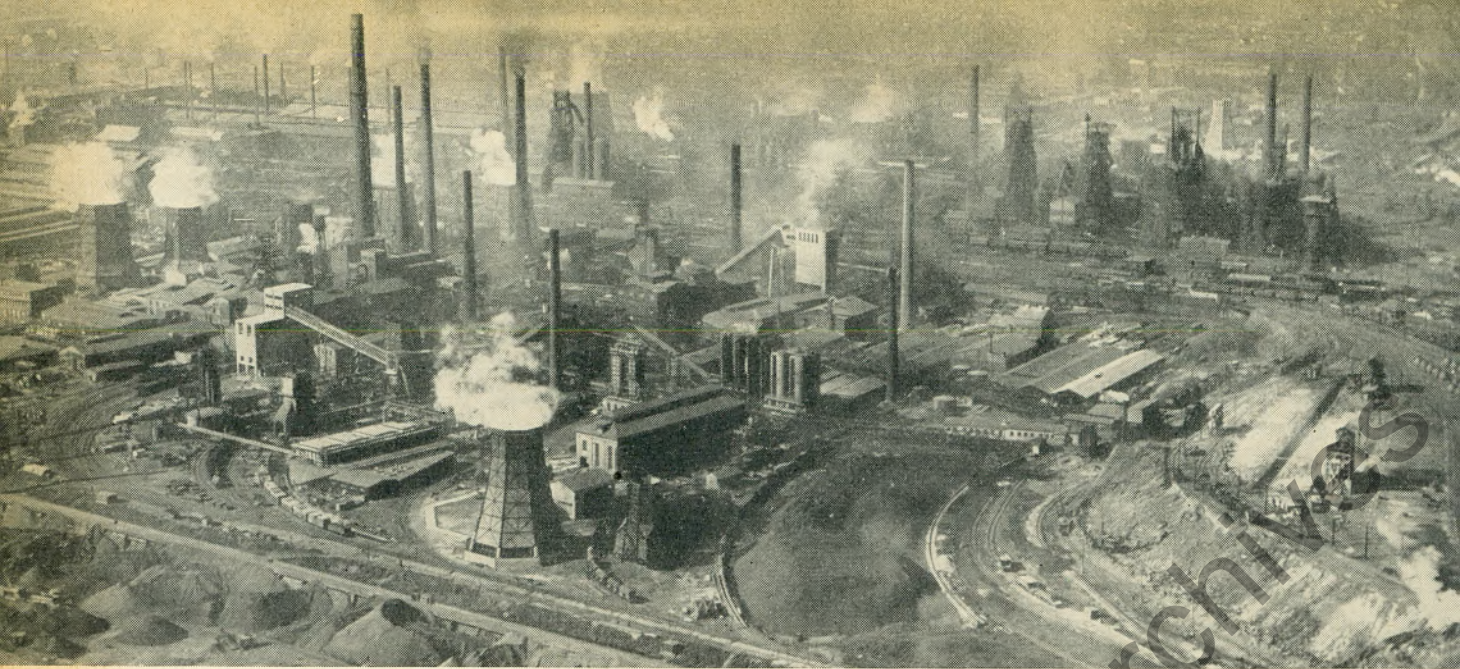
westdeutsche Stahlausfuhr in die übrigen Länder der Montanunion,

so zeigt sich, daß der Walzstahlexport im Jahre 1958 gegenüber 1957 um monatlich rund 10 000 t zurückgegangen ist.

Allerdings ist richtig, daß die

westdeutschen Stahlausfuhren in sogenannte dritte Länder

— vornehmlich auf Grund von Sondergeschäften, insbesondere mit China — erheblich forciert werden konnten und 1958 um monatlich rund 28 000 t höher lagen als 1957. Bleibt hinzuzufügen, daß gerade bei Exportlieferungen in dritte Länder z. Z. vielfach Preise in Kauf genommen werden müssen, die auf die Dauer im Hinblick auf eine gesunde Ertragspolitik der Hüttenwerke gänzlich unzumutbar erscheinen.



Der Vorstand gibt Bericht

Nach einer langen Zeit der Vollbeschäftigung mußten wir der veränderten Marktlage entsprechend die Erzeugung unserer Stahlwerke drosseln.

Am 20. Februar 1958 wurde der Hochofen II zur Neuzustellung stillgesetzt und damit der seit August 1957 währende Betrieb von sechs Hochofen beendet. Der Bedarf an Thomasblöcken und somit die Abnahme von Thomasroheisen blieb auf einem verringerten Stand bis September fast unverändert. Erst im Oktober mußten wir infolge der Produktionseinschränkung im Thomaswerk einen weiteren Hochofen außer Betrieb nehmen bzw. dämpfen, und zwar den Ofen III. Im Martinwerk I und II waren seit März nur je zwei SM-Ofen in Betrieb.

Der Rückgang der Rohstahlerzeugung im Jahre 1958 ist nur zum kleineren Teil auf die verringerte Abnahme der eigenen Walzenstraßen zurückzuführen, vielmehr überwiegend auf die geringeren Halbzeuglieferungen, auf den Abbau unserer Rohstahlbestände und auf den geringeren Rohstahlverkauf.

Die Roheisenerzeugung

des Jahres 1958 ist gegenüber dem Vorjahre nicht unwesentlich zurückgeblieben. Mehr als die Hälfte des Erzeugungsrückganges entfällt auf das 4. Vierteljahr 1958.

Die Leistung der im Betrieb befindlichen Hochofen halten wir für Instandsetzungen an den Hochofen VI/VII, gleichdanach die Roheisenabgabe ein, wobei die Erzeugung von Vormetall bzw. der Einsatz an flüssigem Stahleisen in dem erforderlichen Umfange verändert wird. Diese Betriebsweise der Hochofen sowie die volle Ausnutzung unserer Sinteranlage und Erzvorbereitung ermöglichen eine beachtliche Kokeinsparung.

Den Zeitraum zwischen Weihnachten und Neujahr nutzten wir für Instandsetzungen an den Hochofen VI/VII, gleichzeitig überholten wir Krananlagen des Thomaswerkes und Einrichtung unserer Block- und Fertigstraßen. Art und Umfang der Instandsetzungen wurden so festgelegt, daß Produktion und Energieangebot bestmöglich abgestimmt waren.

Unsere Rohstahlerzeugung

Die verminderte Nachfrage hat sich auf die Beschäftigung unserer Stahlwerke unterschiedlich ausgewirkt.

Im Thomaswerk konnte zunächst ohne Einschränkung geblasen werden. Hier brachte der Juli mit 92 700 t sogar die Höchsterzeugung. Anfang Oktober war trotz besserer Versorgung des Martinwerkes II mit Vormetall eine Kürzung der Erzeugung von 3200 auf 3000 t je Arbeitstag nicht zu umgehen.

Der Umbau des SM-Ofens 24 in einen Kippofen wurde im Mai begonnen und mit der ersten Schmelzung am 6. Dezember abgeschlossen. Ofen 22 wurde am 12. August und Ofen 23 am 1. Dezember zwecks Erneuerung der Unteröfen stillgelegt. Diese Arbeiten werden voraussichtlich Mitte 1959 beendet sein. Nach Inbetriebnahme des Kippofens 24 sind wir mit der Erzeugung von Hartstählen nicht mehr allein auf das Martinwerk I angewiesen.

Das Stahlwerk III arbeitete während des ganzen Jahres ohne Kürzungen und hat seine Schmelzleistung nicht unwesentlich verbessert.

Auch die Kapazität des Elektroofens wurde voll ausgenutzt.

In der ersten Walzstufe

Die Rohstahlverarbeitung im Kalenderjahr 1958 ist hinter der des Jahres 1957 um 8,8 % zurückgeblieben. Während die Brammenstraße 10 % mehr Rohstahl abnahm, setzten die Blockstraßen I/III 13,2 % weniger durch.

Das neue Warmbett III der Halbzeugstraße kam im November in Betrieb. Es ist für eine Halbzeuglänge für 12 m ausgelegt und somit besonders geeignet, das Material für die Feineisenstraße IX aufzunehmen.

In der zweiten Walzstufe

In den Kaliberwalzwerken erzeugten wir im Kalenderjahr 1958 etwa 30 000 t weniger als im Vorjahr. Von diesem Rückgang sind alle Fertigstraßen mit Ausnahme der neuen Feineisenstraße IX und der Drahtstraße betroffen.

Die Kapazitäten der schweren Fertigstraßen I und III nutzten wir nur zur Hälfte aus. Die Qualität unserer schweren Walzprofile wurde durch die Aufstellung einer modernen 7rolligen Richtmaschine verbessert.

Die große Beweglichkeit der alten Straßen IV/V ermöglicht eine prompte Bedienung der Kundschaft und sichert diesen Straßen eine kontinuierliche Beschäftigung bei fast unverändertem Ausbringen.

Das Programm der Straße IX umfaßt nun alle hierfür in Frage kommenden Rund- und Flachabmessungen sowie die Winkelprofile. Die noch fehlenden T- und U-Stähle werden etwa ab Mitte des Jahres geliefert. Zur Erhöhung des Ausbringens wurde eine Knüppelschweißmaschine in Betrieb genommen.

Die Walzdrahtstraße ist schon seit Monaten voll beschäftigt.

Die höhere Erzeugung des Kaltwalzwerkes und des Breitbandwalzwerkes wiegt die Einbuße durch Stilllegung des Walzwerkes Barop und des Spezialblechwalzwerkes nicht ganz auf. Obwohl die Erzeugung von Verpackungsblechen zurückgegangen ist, war das Kaltwalzwerk voll beschäftigt. Die elektrolytische Verzinnungsanlage wurde nicht ganz ausgefahren.

Im Zuge der geplanten Ergänzungen der Betriebsanlagen haben wir die maschinelle Ausrüstung der Drahtverfeinerung um Kratzenzüge und Feinziehmaschinen erweitert. Eine neue Elektroblankglühanlage für Eisen- und Stahl-drähte kam im November in Betrieb.

Nebenerzeugnisse

Der Zementabsatz war dank der günstigen Wetterverhältnisse bis zum Jahresende gut.

Die Phosphatmühle mußte ihre Arbeitsweise im 4. Vierteljahr dem Anfall von Thomasschlacke anpassen. Trotzdem erzeugte sie noch etwa 2 % mehr als 1957.

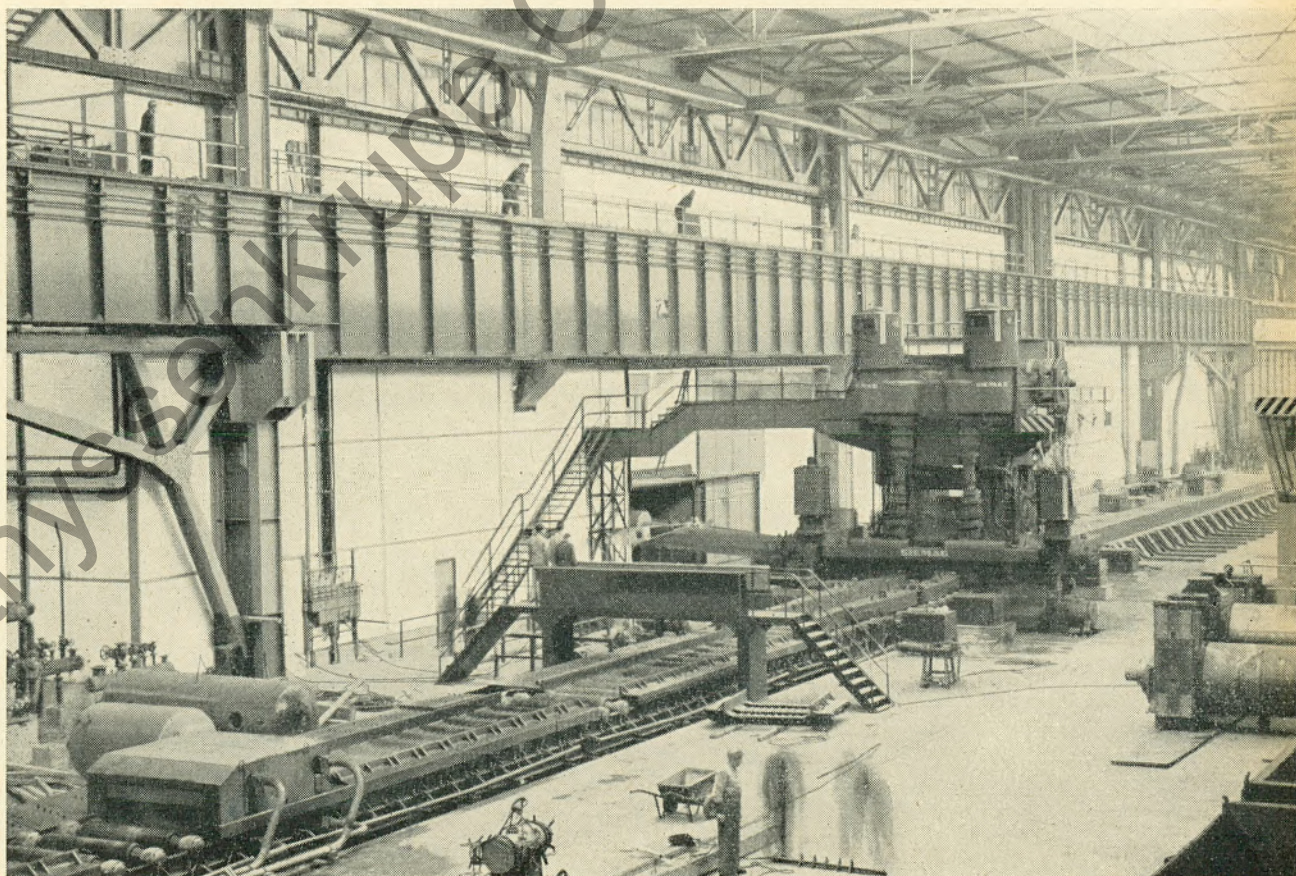
Die Steinfabrik erzeugte etwa 11 % weniger als 1957. Eine moderne Schamotte-mahlanlage wurde eingerichtet.

Unsere Absatzlage

Bei Fertigerzeugnissen erreichten die im Jahre 1958 gelieferten Mengen knapp 93 % der Vorjahresmengen; der Exportanteil erhöhte sich um rd. 12 %. Die Auftrags-eingänge lagen das ganze Jahr hindurch unter den Liefermengen, so daß unsere Auftragsbestände stark abgesunken sind.

Der Rückgang des Inlandabsatzes ist vornehmlich darauf zurückzuführen, daß sowohl Händler wie Verbraucher im Frühjahr 1958 stark überhöhte Läger hatten, die jedoch in der Zwischenzeit von Monat zu Monat abgebaut wurden. Die Lagerbestände dürften jetzt einen normalen Stand erreicht haben, so daß wir in den nächsten Monaten glauben, wieder mit höheren Zukäufen rechnen zu können. Ferner kann im Frühjahr mit einem starken Anziehen der Bautätigkeit gerechnet werden.

Sorgen machen uns andererseits die in letzter Zeit gestiegenen Importe, insbesondere seitens der französischen Hütten. Durch die Frankabwertung bieten sie heute zu Preisen an, denen wir nicht folgen können.



Der Betriebsrat gibt Bericht

Der Betriebsratsvorsitzende Albert Pfeiffer erklärte Mitte Februar in einer Versammlung der Vertrauensleute, die im Festsaal unserer Hütte stattfand, u. a.:

Im allgemeinen sind die anderen Hüttenwerke an Rhein und Ruhr in einer schlechteren Lage als wir. Das mag an der Programmentwicklung liegen. Beispielsweise ist unsere Hütte imstande, sich — besonders auf der Kaliberseite — schnellstens den Wünschen der Kunden anzupassen.

Gemessen an der Vorjahresproduktion, liegt unsere Erzeugung bei etwa 80 v. H. Das bedeutet leider immer noch für einen Teil unserer Kollegen, etwa 20 v. H. der Gesamtbelegschaft, eingeschränkte Arbeitszeit. Nach Auffassung des Vorstandes wird das Frühjahr eine Aufwärtsentwicklung mit sich bringen. Deshalb werden bereits jetzt Thomasstahlblöcke auf Lager genommen, um bei einer besseren Geschäftslage dem Engpaß Thomasstahl vorzubeugen.

Zur Pensionsordnung,

die am 1. Oktober 1958 neu abgeschlossen wurde, ist noch folgendes zu sagen:

1. Für alle Versorgungsberechtigten der Pensionsordnung besteht ein Rechtsanspruch.
2. Kein Altersrentner erhält nach der Neuberechnung weniger als bisher.
3. Die Werkzusatzrente von 1,50 DM je Dienstjahr konnte auf 1,75 DM bzw. 2,— DM in gegebenen Fällen erhöht werden. Damit aber keine Irrtümer vorkommen, wie es bei einigen Altrentnern passiert ist, möchte ich nochmals eine Berechnung an Hand eines Beispiels erklären:

Für die ersten 30 Jahre erhält der Rentner	1,50 DM
je Dienstjahr	= 45,— DM,
für das 31.—40. Jahr erhält der Rentner	1,75 DM
	= 17,50 DM,
für das 41.—51. Jahr erhält der Rentner	2,— DM
	= 22,— DM
Sa.	84,50 DM.

Aufgerundet erhält der Rentner nach diesem Beispiel

85,— DM.

Aufmerksam folgen die Vertrauensleute den Ausführungen



Der neue Rahmentarifvertrag

Er wurde am 29. Dezember 1958 zwischen dem Arbeitgeberverband Eisen und Stahl e. V. und der Industriegewerkschaft Metall abgeschlossen und trat am 1. Januar 1959 in Kraft. Er regelt bestimmte Tarifrechte der Arbeitnehmer, wie Nachtschichtzuschläge, Urlaubsbestimmungen und vieles andere mehr.

Die Arbeitszeit ging ab 1. Januar von 45 Stunden auf 44 Stunden je Woche bei einem 2,3%igen Lohnausgleich zurück. Der Vorstand hatte das Bestreben, eine Regelung herbeizuführen, die den tarifvertraglichen Bestimmungen entspricht. Es lag hierbei folgender Verhandlungsvorschlag



Albert Pfeiffer

vor: Aufhebung der Betriebsvereinbarung über den „Sonntagsgröschen“ sowie der Betriebsvereinbarung über den Nachtschichtzuschlag.

Folgendes ist das Verhandlungsergebnis der Besprechungen mit dem Vorstand:

1. Die Betriebsvereinbarung über den Nachtschichtzuschlag sah einen Zuschlag von 0,15 DM je verfahrenre Nachtschichtstunde vor, außerdem einen 50%igen Zuschlag für außerordentliche Nachtschicht und ebenfalls einen 50%igen Zuschlag für die Kollegen, die in der zweiten Woche Nachtschicht verfahren. Gemäß Tarifvertrag werden nunmehr nach Aufhebung dieser Betriebsvereinbarung alle Kollegen einen Zuschlag von 0,20 DM je Nachtschichtstunde erhalten, ganz gleich, ob die Nachtschicht im Rahmen des Schichtenplanes liegt oder ob sie außerordentlich ist.
2. Bisher erhielt jeder Kollege, der sonntags arbeiten mußte und an einem Werktag diese Zeit abfeierte,

einen Zuschlag von 0,10 DM für jede verfahrenre Stunde. Diese Vereinbarung soll abgelöst werden durch eine Regelung, wonach jedes Belegschaftsmitglied — außer den Kollegen, die unter das sogenannte Hochofenabkommen fallen — eine Lohnzulage von 0,05 DM je Stunde erhält.

3. In Verbindung damit soll der Zuschlag von 2,3 % für die 44-Stunden-Woche nicht, wie tariflich festgelegt, auf den Tariflohn, sondern auf den Effektivlohn gezahlt werden, so daß also für die Arbeitszeitverkürzung der volle Lohnausgleich gewährt wird.

Zwischenzeitlich gelang es mir, in einigen weiteren Verhandlungen folgendes zusätzlich zu erreichen:

Uns allen ist bekannt, daß die Handwerker durch die Arbeitsplatzbewertung eine Lohnaufbesserung zu erwarten haben. Ich habe den Vorschlag gemacht, man möge die Handwerker in eine echtere Relation zu den Produktionsarbeitern bringen. Ich konnte erreichen, daß den Handwerkern — mit wenigen Ausnahmen — eine weitere außerordentliche Lohnzulage von 0,05 DM je Stunde gezahlt wird.

Das alles sind beachtliche Erfolge

Es mögen nun einige meinen, die Abschaffung des sogenannten „Sonntagsgröschen“ sei eine Benachteiligung, zumindest für einen gewissen Kreis der Kollegen. Wir als Betriebsrat können aber nicht nur einen Kreis von Kollegen sehen, sondern müssen eine Rechnung für alle Kollegen aufmachen. Was wir nun erreicht haben, ist eine Zulage von 0,05 DM je Stunde für alle Kollegen und Kolleginnen und eine weitere Zulage für über 3000 Handwerker von ebenfalls 0,05 DM je Stunde. Das Wesentlichste ist, daß alle, die ab 1. Januar 44 Stunden je Woche arbeiten, den 2,3%igen Lohnausgleich nicht auf den Tariflohn, sondern auf den Effektivlohn erhalten, das sind immerhin je nach Verdiensthöhe 0,02—0,04 DM je Stunde.

Gute Zusammenarbeit mit dem Vorstand

Ich glaube, mit Recht sagen zu können, daß uns all diese Ergebnisse der Verhandlungen zu befriedigen vermögen. Ich muß auch besonders hervorheben, daß dieses Ergebnis nur auf Grund guter und beiderseits aufgeschlossener Zusammenarbeit mit dem Vorstand zustande kommen konnte.

Betriebsratswahl

Diese Versammlung steht im Zeichen der Betriebsratswahl. Ich sagte bereits in der letzten Belegschaftsversammlung, daß uns große Aufgaben bevorstehen, die nur durch eine enge und sachliche Zusammenarbeit bewältigt werden können.



Helmut Latta

Jedes Belegschaftsmitglied, vor allem aber jeder Vertrauensmann, soll kritisch die Arbeit des Betriebsrates beobachten und würdigen. Er soll aber bei aller Kritik die gemeinsame Sache, die gemeinsame Aufgabe und das gemeinsame Werk sehen, wie es die Belegschaft von uns allen erwartet.

Unsere Angestellten

Vor den Vertrauensleuten der Angestellten erklärte der stellvertretende Betriebsratsvorsitzende Helmut Latta in einem Jahresrückblick u. a.:

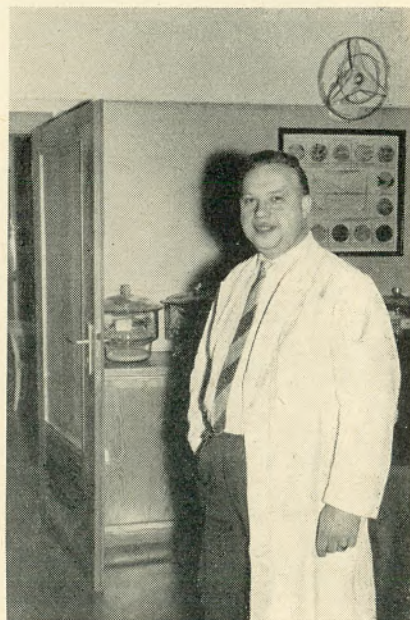
Zu Beginn des Jahres 1958 bahnten sich sofort sehr viele Schwierigkeiten nicht nur für das Unternehmen, sondern auch für uns als Betriebsvertreter und für die Belegschaft an. Die sehr erhebliche Produktionseinschränkung machte es erforderlich, daß wir in starkem Maße unseren Belegschaftsstand der reduzierten Produktion anpassen mußten. Wir haben alle Ursache, aus diesen Ergebnissen, die hinter uns liegen, eine Lehre zu ziehen und weiterhin, so wie es das Belegschaftsinteresse erfordert, alles zu tun, um gerade

in Zeiten wirtschaftlicher Schwierigkeiten die Interessen der einzelnen Arbeitnehmer wahrzunehmen.

Es ist bei den zwei Massenentlassungsanträgen gelungen, im wesentlichen die größte Not von der Belegschaft abzuhalten, und vielen, deren Entlassung eingeplant war, konnte der

Arbeitsplatz erhalten

bleiben. Bei den Angestellten sind ebenfalls Überlegungen angestellt worden, den Belegschaftsstand zu reduzieren. Wir wissen aber alle, daß gerade in Zeiten des wirtschaftlichen Rückganges alle Angestellten in starkem Maße beansprucht werden, wie es ja auch die Praxis erwiesen hat. In sehr vielen Abteilungen, vor allem in unserem Verkauf, Einkauf, den Betriebsabteilungen und den Abteilungen der Hauptverwaltung, mußte durch zusätzliche Leistung, sogar zum Teil durch Überarbeit, die in vielfältiger Form anfallende Arbeit erledigt werden. Diese arbeitsmäßige Belastung ist insofern von Bedeutung, als bei der Rückführung der Arbeitszeit von 48 auf 45 und 44 Stunden je Woche keine zusätzlichen Einstellungen



„... und genau die richtige Wahl treffen!“ meint der Abteilungsleiter der Metallographie, Werner Caspary

Unsere armen Vertrauensleute

mußten wieder einmal herhalten, um der ostzonalen Politik zu dienen. So berichtete die offizielle ADN in allen sowjetzonalen Zeitungen über den Protest unserer Vertrauensleute gegen „die Dortmunder Raketenbasis“: „Wenige Stunden vor dem Eintreffen (des britischen Raketenregiments) in Dortmund war deutlich geworden, daß Kräfte in der SPD die aufs höchste gefährdete Dort-

munder Bevölkerung von neuen Protestaktionen abzuhalten versuchen. Dennoch protestierten entgegen allen Beschwichtigungsversuchen 350 Vertrauensleute der Westfalenhütte im Namen von 14000 Arbeitern und Angestellten erneut gegen die Errichtung der Raketenbasis.“ „Dichtung und Wahrheit“, gemischt zur politischen Falschmünzerei.

vorgenommen wurden und somit zu dieser Zeit schon eine Leistungssteigerung vorausgegangen war.

Die Frage der Rationalisierung

bei den Angestellten hatte in der Vergangenheit nur eine geringe Bedeutung, wird sich aber für die Zukunft doch in einigen Abteilungen auswirken.



*„Selbstverständlich muß
ein jeder zur Wahl
gehen!“, sagt die kaufm.
Angestellte
Helga Rippmann*

Die Personalpolitik, die mit dem Vorstand und der Personalabteilung abgestimmt wurde, ist im Gegensatz zu vielen anderen Betrieben der eisenverarbeitenden Industrie, die unter ähnlichen Verhältnissen zu leiden haben, wohl als vernünftig anzusprechen. Es konnten auch hier Härtefälle in bezug auf Entlassungen vermieden werden. Das Problem der Reduzierung bei den Angestellten konnte dadurch gelöst werden, daß wir freiwillig ausgeschiedene Angestellte nicht durch Neueinstellungen ergänzten.

Für die Zukunft herrscht in bezug auf unsere Produktionslage keine Klarheit.

Wir wollen hoffen, daß nach den Wintermonaten eine Besserung der Produktion eintritt.

Unsere Prämie

Bekanntlich richtet sich unser Prämienabkommen nach der Rohstahlproduktion des Vormonats. Die Produktionsschwankung hatte auch zur Folge, daß unsere Prämie stark abgesunken war. Wir wären besonders im Monat Dezember 1958, in dem nur 122 000 t Rohstahl produziert wurden, mit nur 2% Prämie besonders hart betroffen worden. Nach längeren Verhandlungen mit dem Vorstand gelang es uns — wenigstens für die Wintermonate einschließlich April —, eine Sonderregelung zu treffen, bei der wir für die in Frage kommenden Monate

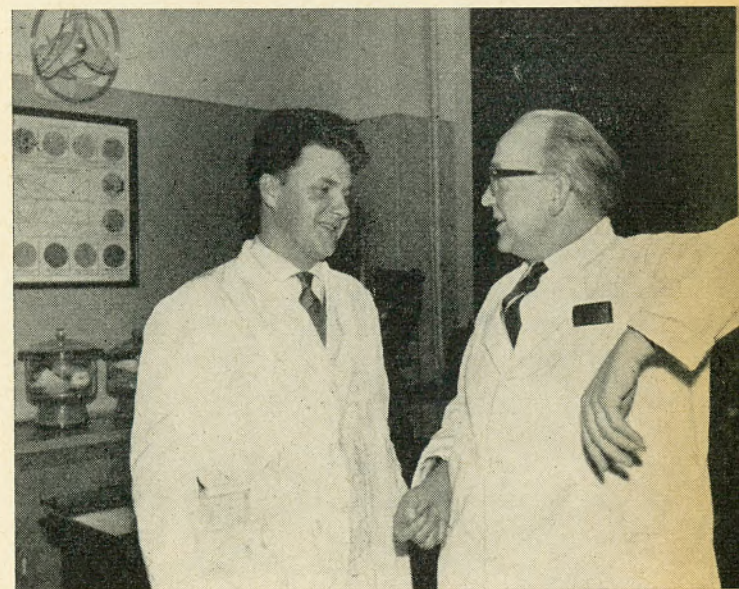
eine Prämie von 15% — bezogen auf das Bruttogehalt, ausschließlich Sozialzulagen — erhalten. Ab Mai tritt dann wieder die vorher vereinbarte Prämienstaffel in Kraft, wobei dann die Prämienätze, die 15% übersteigen, zum Ausgleich der Sonderregelung der Wintermonate herangezogen werden sollen. Der Vorstand hat sich bereit erklärt, nach Ablauf dieser Frist mit uns neu zu verhandeln, falls die Produktion nach wie vor gering bleibt. Die Bedingungen für die Sonderregelung sind keineswegs ungünstig, und wir können diesen Abschluß als einen Teilerfolg betrachten. Denn immerhin sicherte er den Angestellten während der Wintermonate weitaus bessere Bezüge, als sie ihnen ohne diese Sonderregelung zugestanden hätten. Grundsätzlich kann man zur Prämienregelung sagen, daß sie

zuviel Risiko für den einzelnen

in sich birgt. Die starken Produktionsschwankungen des letzten Jahres lassen auch das Einkommen von Monat zu Monat sehr unterschiedlich sein. Die Schwankung des Gehaltes kann bei einem Angestellten der Gruppe IV 175,— DM und bei einem Angestellten der Gruppe II a 102,— DM betragen.

Wir sollten für die Zukunft Überlegungen anstellen, ob wir nach Ablauf unserer zur Zeit bestehenden Prämienregelung eine Prämienstaffel erreichen können, die ein einigermaßen stabiles Einkommen garantiert. Wir von der Betriebsvertretung denken an einen festen Grundbetrag, der bei einer bestimmten Produktionshöhe durch eine bewegliche Prämie aufgestockt werden kann. Die vorübergehende Regelung der Festprämie ist unter sehr großen Schwierigkeiten zustande gekommen.

„Wenn die Arbeiter vernünftig sind, kreuzt jeder auf seinem Wahlschein 20 Kandidaten an, denn so viele Stimmen hat ja jeder“, meinen die Werkstoffprüfer Fritz Hegermann (rechts) und Wolfgang Erdmann



Unterstützung durch die Arbeitervertreter

Wir sind froh darüber, daß unsere Kollegen Arbeiter uns bei unseren Forderungen so wesentlich unterstützt haben. Die Unterstützung und tatkräftige Mithilfe von seiten unserer Arbeiterkollegen sollte uns Veranlassung sein, die gemeinsame Interessenvertretung zwischen Arbeitern und Angestellten breiter auszubauen.

Neuer Manteltarifvertrag für Angestellte

Der zum 1. April 1959 zu erwartende neue Manteltarifvertrag für Angestellte wird uns nicht mehr fünf, sondern sechs Gehaltsgruppen bringen. Die Gruppen staffeln sich nach dem Entwurf der IG Metall von 1—6. Es ist daran gedacht, daß die

Gruppe 2 a Gruppe 2 wird;
Gruppe 2 b wird Gruppe 3,
Gruppe 3 wird Gruppe 4,
Gruppe 4 wird Gruppe 5.

Die Gruppe 6 soll zusätzlich aufgestockt werden.

Durch die Einführung der Gruppe wird erreicht, daß ein großer Teil leitender Angestellter tariflich gesichert wird.

Die Gehaltstabellen

werden den anderen Tarifgebieten koordiniert. Dadurch sind evtl. geringe Steigerungen unserer Gehaltsbezüge möglich, die aber nicht wesentlich sind. Wichtig für uns ist, dafür zu sorgen, daß jeder Angestellte in die richtige Gruppe eingestuft wird, daß wir somit klare Verhältnisse schaffen.

Wir sollten darauf achten, daß die Vertrauensleute bei der zu erwartenden Umgruppierung besonders eng mit den Mitgliedern des Personalausschusses zusammenarbeiten.

Wir hoffen, daß es uns gelungen ist und auch künftig gelingen möge, die Angestellten bei der Hoesch-Westfalenhütte AG mit Erfolg zu vertreten. Eine schwere Zeit liegt hinter uns. Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht. Aber eines wissen wir, daß unsere Interessen nur durch eine starke Gewerkschaft, durch gemeinsames Handeln und durch gegenseitiges Verständnis vertreten werden können.

So hoffen wir auf eine weitere gute Zusammenarbeit mit Belegschaft und Vorstand unseres Werkes.

Blick in die Versammlung der Vertrauensleute



Sie stellen sich zur Wahl

Bei der am 18. und 19. März durchzuführenden Wahl des Betriebsrates kann

jeder wahlberechtigte Arbeiter 20 Kandidaten

auf seinem Wahlschein ankreuzen und somit seine Stimme geben. Die Arbeiter-Kandidaten stehen auf dem Wahlzettel in folgender Reihenfolge:

1. Pfeiffer	Albert	Arbeiter
2. Dombowski	Wilhelm	Schlosser
3. Bröckelmann	Bernhard	Ofenmann
4. Fige	Wilhelm	Schlosser
5. Stachel	Hermann	Wasserwärter
6. Vernholz	Karl-Heinz	Schlosser
7. Hoffmann	Hermann	Arbeiter
8. Büttig	Herbert	Schlosser
9. Groß	Heinz	Elektriker
10. Roggenbach	Horst	Arbeiter
11. Schaffrin	Hans	Maschinist
12. Erlenhofer	Erich	Elektriker
13. Hahnke	Emil	Schlosser
14. Wolf	Helmuth	Elektriker
15. Reich	Ernst	Maschinist
16. Jendhoff	Walter	Schlosser
17. Funke	Georg	Werkschutzmann
18. Kelle	Wilhelm	Schlosser
19. Heß	Fritz	Walzer
20. Jendhoff	Johann	Schlosser
21. Trömer	Johann	Schlosser
22. Schachten	Albert	Arbeiter

23. Herrmann	Paul	Walzwerker
24. Tuxhorn	Heinrich	Maschinist
25. Link	Hans	Hochofenarbeiter
26. Skremm	Wilhelm	Arbeiter
27. Dietz	Wilhelm	Anstreicher
28. Wilhelm	Karl	Werkzeugmacher
29. Schröder	Hans	Kippermaschinist
30. Schmitt	Rudi	Arbeiter
31. Westermann	Werner	Maschinist
32. Wasserzier	Bernhard	Fernmeldemonteur
33. Mogk	Horst	Eisenbahner
34. Hebestreit	Walter	Verzinker
35. Kaesler	Franz	Maschinist
36. Loch	Willi	Arbeiter
37. Moogk	Georg	Oberfeuerwehrmann
38. Richter	Helmuth	Kranführer
39. Steins	Theodor	Sortierer
40. Turowski	Max	Maschinist
41. Gorny	Martha	Laborantin
42. Thiemann	Wilhelm	Kesselwärter
43. Stache	Walter	Stahlwerker
44. Mex	Wilhelm	Kesselwärter
45. Bönig	Hans	Schlosser
46. Heideck	Franz	Zementarbeiter
47. Heyder	Kurt	Kranführer
48. Biermann	Heinz	Walzwerker
49. Klaus	Fritz	Schlosser

Der wahlberechtigte Angestellte

kann im Gegensatz zum Arbeiter keine Persönlichkeitswahl durchführen — er kann seine Wahl nur zwischen zwei Listen treffen, deren eine (Liste der IG Metall) Helmut Latta, Chemotechniker und jetziger stellvertretender Betriebsratsvorsitzender, anführt. Die Vorschlagsliste der DAG führt der kaufm. Angestellte Wilhelm Busse.

Wahlrecht ist Wahlpflicht

Nein, soweit sind wir noch nicht. Aber immerhin hat die Betriebsratswahl eine erhebliche Bedeutung, um so mehr in einem Werk, das der Mitbestimmung und damit der erhöhten Verantwortung unterliegt. Jeder sollte deshalb zur Wahlurne gehen.

Vor allem ein Wort an die Kollegen Arbeiter:

Verschenkt keine Stimme!

Ihr habt auf dem Wahlzettel 20 Stimmen. Sucht euch 20 Kandidaten aus, die euch aus ihrer Vergangenheit und aus ihrer Tätigkeit heraus die Sicherheit bieten, daß sie sich auch in Zukunft voll für eure gerechten Belange einsetzen werden.

Der Betriebsrat wird sich wieder aus 25 Personen zusammensetzen, und zwar aus 5 Angestellten und 20 Arbeitern. Der Angestellte wählt seine Liste, entweder die Liste der IG Metall mit Helmut Latta oder die Liste der DAG mit Wilhelm Busse. Der Arbeiter hingegen wählt in Persönlichkeitswahl seine

20 Kandidaten.

Unsere Briefmarken

Wer eine Briefmarke kauft, hat damit eine Leistung im voraus bezahlt. Die Post muß diese Leistung vollbringen, wenn ihr ein Poststück anvertraut wird, das mit der Marke frankiert ist. Insofern ist die Briefmarke ein kleines Wertpapier (was in diesem Zusammenhang mit dem Wert der Marke, den die Sammler ihr beimessen, nichts zu tun hat). Die Briefmarke war also zunächst nichts anderes als eine Art Quittung, und entsprechend wurde sie grafisch gestaltet. Wichtig waren nur die Wertbezeichnung und der Landesname. Die ersten Briefmarken, heute mehr als hundert Jahre alt, sind in der grafischen Gestaltung schmucklos und einfach, sie beschränkten sich auf diese beiden wesentlichen Merkmale und entsprechen der noch heute gültigen Eigengesetzmäßigkeit dieses Druckerzeugnisses.



Abb. 1:

3 Kreuzer, Thurn und Taxis, 1852 (links), 2 Silbergroschen, Preußen, 1861 (Mitte), 6 Kreuzer, Bayern, 1849 (rechts).

Seitdem hat sich vieles geändert: Es haben sich Menschen gefunden, die die Briefmarke zum Objekt ihrer Sammel Leidenschaft machten, und ihre Zahl geht heute in die Millionen. Die Philatelisten, wie sie sich nennen, sind heute ein Faktor, mit dem jede Postverwaltung, die Briefmarken drucken läßt, rechnen muß, weil die Sammler einen großen Teil der Briefmarken in ihre Alben stecken, ohne daß die Post dafür leisten muß. Außerdem ist die Briefmarke aber auch noch zum Gegenstand des öffentlichen Interesses geworden, seitdem der Verkehr, zu dem auch das Briefeschreiben gehört, ständig zunimmt: Briefe gehen in alle

Teile der Welt, und die meisten Empfänger werfen zumindest einen flüchtigen Blick auf das fremde Postwertzeichen, das entweder als schön oder unschön empfunden wird. Damit hat die Briefmarke eine Werbewirkung, die heute von keiner Postverwaltung mehr unterschätzt wird.

Seit die Briefmarkensammler auf die grafische Gestaltung der Postwertzeichen Einfluß zu gewinnen suchen, weil sie schließlich einen großen Teil der Auflage gegen gutes Geld erwerben, fordern sie, daß die Marken ihnen gefallen müssen, damit sie auch Freude daran haben. Die Postverwaltung setzt sich aber bei neuen Briefmarken auch der Kritik der gesamten Öffentlichkeit aus, die keineswegs mit der Sammlerschaft identisch ist. Der Staatsbürger verlangt von seiner Post, daß sie Briefmarken drucken läßt, deren sich der Postkunde, wenn er damit einen Brief ins Ausland frankiert, nicht zu schämen braucht.

Der frühere Bundespostminister Dr.-Ing. Balke rief darum 1954 einen „Beirat für die künstlerische Formgebung der amtlichen Grafik der Deutschen Bundespost“ ins Leben, der seither schlicht „Kunstbeirat“ genannt wird. Dem Beirat gehören sechs Künstler an, von denen Senator Professor Dr. Dr. h. c. Emil Preetorius, Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München, den Vorsitz führt, außerdem zwei Bundestagsabgeordnete, ein Vertreter des Postministeriums und als Gast ein Vertreter des Bundes Deutscher Philatelisten.

Bundespostminister Balke ließ dem Kunstbeirat weitgehend freie Hand, und das Ergebnis war eine geradezu revolutionäre neue Form, in der sich die neuen Sondermarken der Bundespost präsentierten. Es gab landauf, landab Proteste, und nur selten fand jemand den Mut, sich zu der neuen Kunstrichtung auf den Briefmarken zu bekennen.

Die Folge war, daß Postminister Balke sich genötigt sah, im Januar 1956 eine Pressekonferenz einzuberufen, weil sich in seinem Ministerium buchstäblich Waschkörbe voll von Briefen angesammelt hatten, die Anwürfe gegen ihn selbst und

die Künstler enthielten. Balke gab Professor Preetorius Gelegenheit, den Standpunkt des Kunstbeirats zu verteidigen, und machte keinen Hehl daraus, daß er ihn weitgehend teilte.

Preetorius sagte sinngemäß folgendes: Es ist nicht möglich, daß für das kleine Format der Briefmarke die gleichen künstlerischen Gesetze gelten wie für ein Ölgemälde oder eine Fotografie. Also kann es in der Briefmarkengrafik nicht damit getan sein, das Motiv einer Fotografie oder eines Gemäldes einfach zu verkleinern, damit es auf das enge Feld des Postwertzeichens paßt. Die Eigengesetzlichkeit erfordert vom Künstler Beschränkung auf das Notwendigste: „Ausdeutung des gestellten Themas durch ein knappgefaßtes, eindeutiges und gedankenvolles Symbol, äußerste Prägnanz und Konzentrierung der Formgebung, harmonisch ausgewogene Verteilung von Schriftbild und Darstellung, die ein untrennbares Ganzes sind.“ Soweit auch die Frage des Geschmacks hineinspielt, vertrat Preetorius die zwar nicht sehr populäre, aber einleuchtende Ansicht, daß man über Geschmack keineswegs streiten könne. Es gebe guten und schlechten Geschmack, und nicht einfach eine Vielzahl von Arten guten Geschmacks. Kein ver-



Abb. 2:

1000 Jahre Schlacht auf dem Lechfeld, 1955. — Entwurf von Ernst Göhlert, Zweifarben-Offsetdruck und Blindprägung. Es ist der bisher extremste Entwurf, dem der Kunstbeirat zugestimmt hat. Die symbolische Darstellung wurde bei Herausgabe der Marke von kaum einem durchschnittlich begabten Briefschreiber verstanden: Die Ungarn (drei Pfeile) überschreiten den Lech (Wellenlinien) und stoßen auf den entschlossenen Widerstand der Truppen Kaiser Ottos I., dem Bischof Ulrich zur Seite steht (Reichsapfel, Schwert und Pinienzapfen), so daß sie abgewiesen werden. Eine großartige grafische Leistung, die mit ihrer Klarheit besticht — sofern man weiß, was mit den Symbolen gemeint ist (links).

100. Geburtstag Oskar von Millers, 1955. — Entwurf von Max Eugen Cordier, Offsetdruck. Der Kunstbeirat wollte eine idealisierende Porträt-darstellung, wie sie jahrzehntelang üblich war und heute noch ist, vermeiden. Er legte Wert auf die „charaktervollen und energischen Züge der kraftvollen Persönlichkeit“ des Elektrotechnikers und Gründers des Deutschen Museums in München. Diese beiden Marken erregten stärkstes Mißfallen bei den Sammlern und erhielten bald Spitznamen: „Zeugungsvorgang“ und „Kinderschreck“. Der frühere Postminister Balke, der von Miller gut kannte, in einer Pressekonferenz Anfang 1956: „Der sah so aus und wollte gar nicht anders aussehen.“

nünftiger Mensch erdreiste sich, in Fragen der Atomphysik, der höheren Mathematik oder eines anderen schwierigen Fachgebiets mitzureden, wenn er davon nichts versteht. Aber wenn es um Kunst geht, kenne kaum jemand Hemmungen, jedermann fühle sich berufen zu beurteilen, ob etwas gut oder schlecht, Kunst oder Kitsch ist.

Nun hatte der Kunstbeirat tatsächlich einer Anzahl von Briefmarkenentwürfen seine Zustimmung gegeben, die entweder mißlungen oder zu diesem Zeitpunkt in der Kunstauffassung, die im Prinzip wohl richtig war, zu extrem lagen, als daß das noch ungeschulte Publikum sie schon akzeptieren konnte (Abb. 2). Das Publikum, noch an „Bildchen“ gewöhnt, verstand bei einigen Marken die Symbole nicht, mit denen der Künstler den Gegenstand der Darstellung ausdrücken wollte. Diese Fehlleistungen sind aber entschieden in der Minderheit. Der weitaus größte Teil der Sondermarken, die der Kunstbeirat gutgeheißen hat, ist gut oder zumindest akzeptabel, wenn man berücksichtigt, daß er sich anfänglich selbst noch darum bemühen mußte, die neue Form zu finden. Aber das Publikum vermerkte es dem Bundespostministerium und seinem Kunstbeirat übel, daß sie ihm zumuteten, über die Briefmarken etwas nachzudenken. Es forderte, daß man auf den ersten Blick erkennen müsse, was auf der Briefmarke dargestellt wird.

Man kann dem Kunstbeirat vorwerfen, daß er etwas zu rasch und ohne ausreichende Übergänge, die das Sich-daran-Gewöhnen erleichtert hätten, seine Ansicht durchzusetzen versucht hat. Aber man kann ihm nicht vorwerfen, daß er nicht sachkundig und verantwortungsbewußt über die Briefmarkenentwürfe entschieden hat. Es ist eine alte Erfahrung, daß „die Leute“ sich eine negative Kritik schneller vom Halse schreiben als eine Anerkennung. Damit ist zu erklären, daß es mehr negative Stimmen gab als positive.

Anerkennung blieb dem Kunstbeirat trotzdem nicht versagt. Einmal hat ein ausländisches Gremium die Gedenkmarke



Abb. 3:
Tag der Vereinten Nationen, 1955. — Entwurf von Prof. Karl Hans Walter, Zweifarben-Offsetdruck und Blindprägung.



Abb. 5:

Helfer der Menschheit, 1957, Landvolkserie: Entwürfe von Erich Meerwald, Mehrfarben-Offsetdruck.

Helfer der Menschheit, 1957, Bergbauserie: Entwürfe von Bert Jäger, Zweifarben-Offsetdruck. Namenloser Jungbergmann, Hauer vor Ort mit Abbauhammer, vollmechanische Kohlegewinnung, Anschläger am Füllort. Die Entwürfe zeichnen sich mit strenger Linienführung und klarer Flächengliederung aus. Das schwierige Thema wurde illustrativ-bildhaft gestaltet. Der Gegensatz zur Landvolkserie ist unverkennbar.

Helfer der Menschheit, 1956, Hebamme, Semmelweis, Mutter, Kinderschwester: Entwürfe von Bert Jäger, Zweifarben-Offsetdruck. Klare symbolhafte Zeichnungen, schwarze Schrift auf farbigem Grund.

zum „Tag der Vereinten Nationen 1955“ eine der zehn besten Marken des Jahres 1955 genannt, die in der ganzen Welt herausgegeben worden sind, und gleichzeitig gesagt, daß sie die beste sei, die jemals mit dem Motiv der Vereinten Nationen erschien (Abb. 3). Zum anderen erhielten die Bundespostsondermarken auf der Triennale 1957 in Mailand eine Goldmedaille. Außerdem haben sich in ausländischen Postverwaltungen Nachahmer gefunden, die ebenfalls anerkannten, daß die Briefmarkengrafik seit Jahrzehnten auf dem Holzweg war.

Es hat jetzt den Anschein, daß Balkes Amtsnachfolger Stücklen den Einfluß des Kunstbeirats immer mehr schmälern will. Er will offenbar dem Druck nachgeben, der von einem gewiß nicht sachkundigen Publikum, das vorgibt, zumindest die Mehrheit aller Interessenten zu repräsentieren, ausgeübt wird. Als die neueste Serie „Helfer der Menschheit“, die der Landwirtschaft gewidmet war (siehe Abb. 5), an die Schalter kam, wurde das offenkundig: Sie war nachweislich ohne Zustimmung des Kunstbeirats gedruckt worden. Unmittelbar darauf machte in Bonn das Wort die Runde: Im Bundespostministerium werden die Befugnisse des Kunstbeirats „stücklenweise“ beschnitten, und weit und breit ist kein „Balke“ zu sehen, an dem man sich in der steigenden Flut des Kitsches festhalten kann.

Die Serie „Helfer der Menschheit“ erschien 1949 zum ersten Male und seit 1951 jährlich im Spätherbst. Die Wertstufen sind mit Zuschlägen versehen, deren Erlös der „Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege“ zufließt, damit sie Notleidenden helfen kann. In den Jahren 1949 und 1951 bis 1955 wurden jeweils vier Männer und Frauen mit Kopfbildnissen geehrt, die den Titel „Helfer der Menschheit“ verdienten, so beispielsweise: Heinrich Pestalozzi, der Begründer der modernen Pädagogik; Elsa Brandström, der „Engel von Sibirien“; die heilige Elisabeth (1207 bis 1231); Henri Dunant, der Gründer des Internationalen Roten Kreuzes; die Malerin Käthe Kollwitz und der Gesellenvater Adolf Kolping. Auf den drei letzten Serien (1956 bis 1958) wurde jeweils ein geschlossenes Thema dargestellt: 1956 wurden der Arzt Semmelweis, der das Kindbettfieber bannte, die Hebamme, die Mutter und die Säuglingsschwester geehrt. Die Serie 1957 würdigte den Stand des Bergmanns, und die letzte Ausgabe galt dem Landvolk und Friedrich Wilhelm Raiffeisen, dem Gründer der ländlichen Darlehnskassenvereine. Diese Landvolkserie ist künstlerisch so mißraten, daß sie dem Bauernstand längst nicht so viel nützen kann, wie dem nicht minder ehrbaren Stand der Künstler schaden. Es beginnt

schon mit dem Wert zu 7 + 3, dem nach dem postalischen Reglement der deutschen Post die braune Farbe zugeordnet ist, obschon seit langem die Drucksachen-Porto-Marke zu 7 in der Dauerserie blaugrün ist. Die Marke zeigt Raiffeisen buchstäblich im „Bild“. Es könnte dem Ölgemälde eines mittelmäßigen Porträtmalers nachgebildet und verkleinert worden sein, steht also der Auffassung des Kunstbeirats kraß entgegen. Die Darstellungen auf den drei anderen Werten zu 10 + 5, 20 + 10 und 40 + 10 machten sich auf einer Käseschachtel nicht schlecht, obschon sie auch da noch einfallslose Gebrauchsgrafik wären: die Sennerin am Butterfaß, die Winzerin am Rebstock (beide lächeln bei der Arbeit!) und der Bauer selbst, die dreizinkige Forke geschultert, so, als käme er schnurstracks von seiner Almweide. Die ganze Serie ist ein einziger Rückfall in die Zeit der „Bildchen“, die man bis dahin schon zur Vergangenheit zählen durfte.

Schon 1955 hat die Schweiz zum Winzerfest in Vevey ein Postwertzeichen herausgebracht, das zu den Werbemarken zu rechnen ist wie die deutsche Landvolkserie und trotzdem beste Briefmarkengrafik ist. An Stelle der lächelnden Winzerin, die den Oberkörper biegt, als tanzte sie mit dem Rebstock, zeigt die Marke der Schweiz ein Symbol, wie es dem deutschen Kunstbeirat vorgeschwebt haben könnte: den Strohhut einer Winzerin, mit Band und Traube geschmückt (siehe Abb. 4).



Abb. 4:

Schweiz, Winzerfest in Vevey, 1955, 10 Rappen. — Vergleiche Winzerin in der deutschen Landvolkserie 1958, 20 + 10 (Abb. 5).

Die Befürworter der deutschen Kitschserie reden sich damit heraus, daß es die vornehmste Aufgabe der Post gewesen sei, eine Sondermarkenserie zu schaffen, die gefällt und schnell verkauft werden kann, damit den Spitzenverbänden der Wohlfahrtspflege die Gelder aus den Zuschlägen zufließen können. Diese Befürworter behielten zwar insofern recht, als die Serie tatsächlich in weiten Kreisen der Bevölkerung gefiel und schnell gekauft wurde. Dieses Argument ist aber nicht stichhaltig, denn es ist nicht einzusehen, warum nicht auch grafisch wertvolle (und gleichzeitig schöne) Briefmarken schnellen Absatz erzielen sollten. Über-

dies ist erwiesen, daß Sondermarkenausgaben mit Auflagen, die fünf- und mehrfach höher lagen als die der Landvolkserie, in wenigen Wochen oder Monaten an den Postschaltern ausverkauft waren — obschon sie landauf, landab als unschön bezeichnet wurden, weil darauf keine „Bildchen“ zu sehen waren.

Die Post sollte diesen Streit um die Briefmarken, der nun schon Jahre währt

und langsam ermüdet, mit einem legalen Mittel beilegen, indem sie dafür sorgt, daß die einmal vom Kunstbeirat als richtig erkannte Formgebung beibehalten und dem Widerstand dagegen mit einer auf Breitenwirkung ausgerichteten Aufklärung begegnen wird. Das könnte zumindest mit Handzetteln geschehen, die die Darstellungen erläutern und beim Verkauf am Schalter verteilt werden.

Wolf W. Ising

Abb. 6:

100 Jahre Zoologischer Garten Frankfurt (Main), 1958: Entwurf von Alfred Haller, Zweifarben-Offsetdruck. Löwe und Giraffe schwarz auf grünem Grund. Wertziffer und Gehegeeinfriedung (symbolisch) weiß ausgespart.

150 Jahre deutsches Turnen, 1958: Das aus der Zeit des Turnvaters Jahn stammende Turnerkreuz wurde von Ernst Göhlert in straffer Form und thematisch schlicht mit dem Eichenblatt, mit dem seit jeher die Sieger geehrt wurden, harmonisch vereinigt. Mehrfarben-Offsetdruck in Grün, Grau und Schwarz.

Landesaussstellung Baden-Württemberg, 1955: Das kleine Staatswappen in prägnanter heraldischer Form. Entwurf von Hermann Bentele. Dreifarben-Offsetdruck.

Deutscher Evangelischer Kirchentag, 1956. Das Fünfkreuz als Zeichen des Kirchentages bildet ein harmonisches Ganzes mit Schrift und Wertziffer. Entwurf von Herbert Stelzer, Einfarben-Offsetdruck.

Kriegsgräberfürsorge, 1956: Herbert Kern gestaltete das Signet des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge mit den fünf Kreuzen etwas abgewandelt vor horizontal gestreiftem grünlich-grauem Grund. Die Darstellung strahlt würdevolle, verklarte Stimmung aus, wie sie Soldatenfriedhöfen eignet. Stichtiefdruck.

Fernsehen, 1957: Mit eigenwilligen graphischen Mitteln veranschaulicht der Entwurf von Michel und Kieser die magische Lichtwirkung auf dem Bildschirm. Zweifarben-Ätztiefdruck in Dunkelblau und leuchtendem Grün.

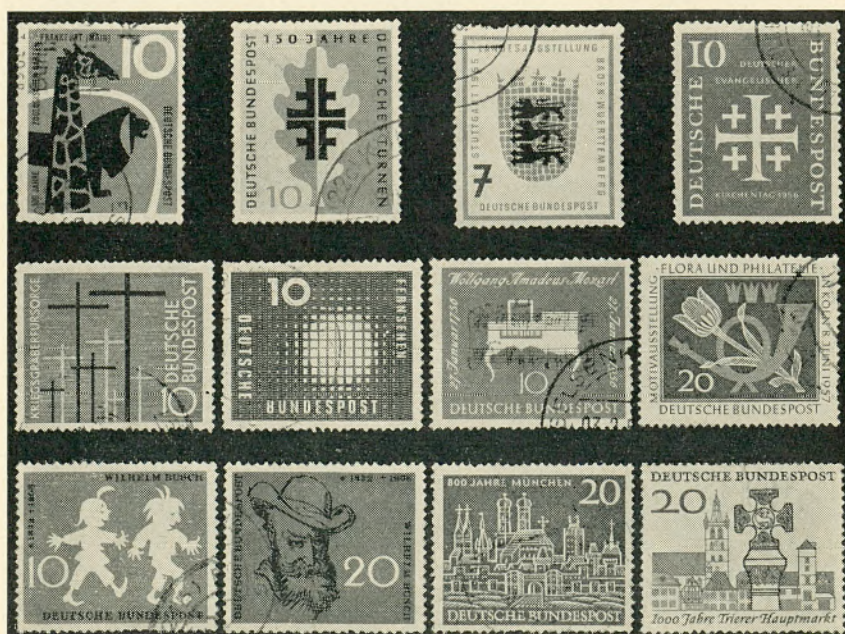
200. Geburtstag Mozarts, 1956: Nach dem Entwurf von Michel und Kieser wurden die ersten Takte des Menuetts aus dem zweiten Satz der Klaviersonate in Es-Dur (Köchelverzeichnis 282) in Schwarz über ein zeitgenössisches Klavierbild gedruckt, das aus einer zartila gestreiften Fläche ausgespart ist, so daß Heiterkeit, Tiefe und Größe Mozarts symbolisch zum Ausdruck kommen. Zweifarben-Offsetdruck.

Flora und Philatelie, 1957: Tulpe, Posthorn und Kölner Wappenzeichen (drei Kronen) als Symbol des Mottos einer Briefmarkenausstellung während der Bundesgartenschau in Köln. Entwurf von Ernst Göhlert. Stichtiefdruck in Orange.

50. Todestag Wilhelm Buschs, 1958: Max und Moritz, der Mehlkiste des Bäckers entstiegen (10), und ein Selbstbildnis, das der Dichter-Zeichner 62jährig mit den typischen kräftigen Federstrichen zeichnete (20). Die Entwürfe von Michel und Kieser ergeben trotz des Gegensatzes von Szene und Bildnis einen guten Zusammenhang. Zweifarben-Offsetdruck in Olivgrün und Rot, jeweils mit schwarzem Aufdruck.

800 Jahre München, 1958: Nach einem Entwurf von Prof. Eduard Ege wurde die holzschnittartige altertümliche Darstellung des Stadtbildes in die edle Technik des Stichtiefdrucks umgesetzt.

1000 Jahre Trierer Hauptmarkt, 1958: Silhouettenhafte Darstellung des Trierer Hauptmarkts und des im Jahre 958 von Erzbischof Heinrich errichteten Trierer Marktkreuzes. Entwurf von Herbert Stelzer, Stichtiefdruck.





Guter Rat für jedes Rad

Jeder dritte Bundesbürger fährt ein Zweirad. So weist es jedenfalls die Statistik aus, wenn sie von schätzungsweise 15 Millionen Fahrrädern, 1,2 Millionen Mopeds und 3,8 Millionen Motorrädern spricht, die über bundesdeutsche Straßen rollen. Die letzte Zählung bei uns ergab, daß 2008 Mitarbeiter mit einem Fahrrad, 1086 mit einem Moped und 547 mit einem Motorrad zur Hütte fahren. (837 Mitarbeiter kommen übrigens mit einem eigenen Wagen — im Juni 1957 waren es „nur“ 456.)

Sehr vielen dieser Rad-, Motorrad- und Mopedfahrer ist es leider nur schwer beizubringen, daß „achtgeben“ „länger leben“ bedeutet, zumal zwei Räder gefährlicher sind als vier. Zum Achtgeben gehören aber nicht nur die Kenntnis der Verkehrsregeln und ihre Beachtung, gehört nicht nur die Reaktionsfähigkeit in kitzeligen Verkehrssituationen, gehört nicht nur der Wille, es auf der Straße so zu machen, daß kein eigener Fehler zu einem Unfall führt. Zum Achtgeben, um länger zu leben, gehört vor allem ein verkehrssicheres Fahrzeug.



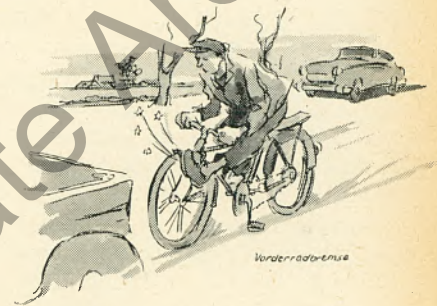
Ein nicht unbedeutender Verband der Zweiradfahrer, der mit Stolz von sich sagen kann, daß praktisch keines seiner Mitglieder durch eigene Schuld in einen Verkehrsunfall verwickelt worden ist, hat eine seltsame Feststellung gemacht: Bei Überprüfung der Fahrräder seiner Mitglieder stellte sich heraus, daß rund 25 Prozent der geprüften Fahrräder nicht den Anforderungen entsprachen, die an ein Verkehrsfahrzeug zu stellen sind. (Bei der letzten Fahrzeugkontrolle brachte die Lehrwerkstatt den „Höhenrekord“ mit über 50 v. H. beanstandeten Rädern!) Der Verband selbst hat das Glück, daß seine Mitglieder auf gute Ratschläge hören. — Wie aber sieht es bei „unorganisierten“ Radfahrern aus?

Hier fehlt das Rücklicht und dort die zweite Bremse. Hier sind die Reifen bis auf das Leinen abgefahren, und dort ist ein Wackelkontakt in der Stromleitung. Hier überschlägt sich das Tretlager, und dort ist die Lenkung ausgeleiert. Hier haben die Pedalen keine Leuchtstreifen, und dort ist die Klingel verrostet und bringt keinen Ton mehr hervor.

Ein verkehrssicheres Fahrzeug sieht dagegen so aus:

1. Zwei voneinander unabhängige Bremsen müssen vorhanden sein. Es könnte ja sein, daß ein Bowdenzug reißt oder sich die Innereien des Rücktritts ineinander verwickeln.
2. Nach vorn muß das Fahrrad bei Dunkelheit ein weißes oder schwachgelbes Licht ausstrahlen. So wie früher, nämlich ein Talglicht in eine Backwarentüte gesteckt, geht es heute nicht mehr.
3. Man muß als Radfahrer auch von hinten gesehen werden und braucht daher einen roten Rückstrahler, der an dem funktionierenden Dynamo mit einer gleichfalls funktionierenden Leitung angeschlossen ist. Die Ausrede „es muß mir gerade ausgegangen sein, Herr Wachtmeister“, zieht kaum noch.
4. Kontrolle tut not, auch beim Fahrrad und seinem Rücklicht, weshalb der Radfahrer eine Kontrolleinrichtung braucht, mit der er, „ohne den Blick von der Fahrbahn zu nehmen“, feststellen kann, ob die rote Leuchte brennt.
5. Zur Hebung des eigenen Sicherheitsgefühls, aber auch, weil es Vorschrift ist, müssen die Pedale gelbe Leuchtstreifen haben. Ein sich auf- und abbewegendes Leuchtzeichen fällt dem nachfolgenden schnelleren Verkehrsteilnehmer bei Dunkelheit bedeutend besser auf als noch so lauter Gesang.

6. Die Klingel ist kein Lärminstrument. Wenn Not am Mann ist, soll sie auch einen Ton von sich geben.
7. Daß Räder fest in ihren Gabeln sitzen müssen, ist wohl selbstverständlich. Schließlich erfreut es nur die Umstehenden, wenn ein Radfahrer mitten im Verkehrsgewühl sich auf seine vier Buchstaben setzt, weil ihm Vorder- oder Hinterrad selbständig davongefahren sind.
8. Eine künstlerisch ausgeführte Anzeige in den Tageszeitungen verlangt: „Sind's die Reifen, geh zu...“ Die Reifen müssen Profil haben, wenn



man sich nicht auf glitschiger Straße unter den Rädern eines Lastwagens wiederfinden will.

9. Tretlager und Kraftübertragung sind auch des öfteren zu prüfen, denn nichts ist widerwärtiger, als wenn sie gerade dann aussetzen, wenn sie zum Rücktrittsbremsen gebraucht werden. Einmal vor der Fahrt prüfen, ob sich das Tretlager nicht infolge mangelnder oder zerbrochener Kugeln überschlägt oder ob nicht die Kette schon so viele Stürme erlebt hat, daß sie bei erster schlechter Gelegenheit abspringt, hat schon manchen vor schwerem Sturz bewahrt.
10. Jeder Radfahrer sollte sich fragen: Wie hältst du's mit der Pflege? Ein gepflegtes Fahrrad nämlich ist wie ein guter Freund — man kann mit ihm „Pferde stehlen“.

Lassen wir es daher dabei: Auch wenn wir nicht wissen, was wir mit Pferden — oder mit einem gepflegten und verkehrssicher ausgerüsteten Fahrrad — anfangen sollen: Einmal kommt doch der Moment, nach dem wir uns den Angstschweiß abwischen und inbrünstig vor uns hinbeten. „Acht gehabt — länger gelebt!“ — Alles muß in Ordnung sein; das ist es. —x—

„Selbstgeblasenes“ für unsere Versuchsbetriebe

Fast 40 Jahre werkseigene Glasbläserei für Neuanfertigung und Reparaturen

Wenn die Laboratorien unserer Versuchsbetriebe so viel Gläser brauchen, daß in zwei Schichten jeweils drei Frauen allein mit dem Spülen dieser Gläser vollauf beschäftigt sind, dann läßt sich denken, daß bei so heftiger Dauerbeanspruchung auch manches Röhrchen, manches Reagenz- und Wägegläschen, manche Pipette und Pyrette zu Bruch geht, von Schlangenkühlern, Teilen von gläsernen Pumpen und z. B. den kostbaren Quarzrohren ganz abgesehen.

Eine werkseigene Glasbläserei zu haben, die sich im Laufe des technischen Fortschritts dann zur Glasinstrumentenmacherei entwickelte, hat sich schon seit fast vierzig Jahren gelohnt. Im allerersten Hüttenlaboratorium zwar, das am 15. Mai 1887 „in dem in der Nähe des Thomaswerks gelegenen Bürogebäude für das Walz-, Stahl- und Hammerwerk untergebracht wurde“, gab es noch keine Glasbläserei. In dem 1898 errichteten Laboratoriumsneubau am Hochofen (da, wo früher Albertstraße und Hildastraße sich kreuzten) aber wurde durch Ausbau „auf Sperlingslust“ 1920 Raum für eine Glasbläserei geschaffen.

Eine Handvoll Menschen...

Der erste Glasbläser namens Greiner kam aus Thüringen. Er blieb kaum ein Jahr. Sein Lehrling oder Helfer Wittschocke wurde wegen Schlafens oder Violinespielens im Dienst so oft verwahrt, daß man ihm schließlich den Abschied geben mußte.

Die Glasbläser, die dann kamen, erwiesen sich dafür alle um so ausdauernder: Das 40jährige Bestehen der Glasbläserei und das 40jährige Arbeitsjubiläum des Meisters Theodor Huhn werden 1961 zusammen gefeiert werden können, und Glasinstrumentenmacher Leo Erdmann war Meister Huhns erster Lehrling. Bei einer so kleinen Belegschaft und bei einem so ausgefallenen Beruf sind die anderen Glasinstrumentenmacher rasch genannt: Helmut Paschedach, Herbert Breker und Lehrling Dieter vom Hofe.

Das unterirdische Glaslager

Die Glasbläserei, die in vier Jahrzehnten Schritt gehalten hat mit der Ausweitung der Laboratorien, mit dem „mächtigen Gläserverbrauch“ und der immer anspruchsvoller werdenden Konstruktion der Apparaturen, hat ebenso wie die Versuchsanstalt, in deren Bodenräumen sie 1925 untergebracht wurde,

ihre guten und bösen Tage gesehen. Gleich zu Beginn des letzten Krieges machte sich Meister Huhn an ein wildes Hamstern von Glasrohren (dem „Rohmaterial“, das auf keinen Fall ausgehen durfte). Außerdem besorgte er sich auf der 5. Sohle von Kaiserstuhl II. einen absolut bombenfesten „Bunker“, in dem er riesige Mengen von Bechergläsern einlagerte. Ferner legte er ein Notlager am Cowper (Winderhitzer) an, dessen Betonsockel ihm die Gewähr für Bestand seiner zerbrechlichen Vorräte zu bieten schien.

Weihnachtskugeln für unsere Kriegskinder

Mitten in diese böse Zeit fiel auch eine romantische Episode, die in das phantasiedurchwobene Bild paßt, das sich der Laie meist von Glasbläsern macht: Weihnachten nahte, und mit Christbaumschmuck war es ebenso dürftig bestellt wie mit Kerzen. Da stand denn eines Tages im Werkshof ein Tannenbaum, von oben bis unten behangen mit glitzernden Eiszapfen und silbernschimmernden Kugeln. Wer dergleichen für seine Kinder dringend benötigte, der bekam es in der Glasbläserei geblasen und versilbert, und wer sich den Umweg über die Glasbläserei ersparte, der „plünderte“ im Vorbeigehen den Werks-Tannenbaum.

Romantik und Pietät gehen gern Hand in Hand. So erinnern Fenster und Tür als Reste jenes endlich doch zerbombten Cowper-Lagers in Meister Huhns Arbeitszimmer an jene bösen Zeiten.

Man nehme ein Glasrohr von 1,50 m Länge

Das Rohmaterial des Glasbläfers sind hier Rohre aus Glas, die aus der Glashütte

„Ruhrglas“ in Essen 5–10 Kiloweise bezogen werden, sorgfältig in Holzwohle verpackt, denn „...wie leicht bricht das!“ Damit den Rohren von 30,5–60 mm Durchmesser und den dünnen Kapillarrohren von 0,5 mm Lichte nach dem Auspacken ja nichts passiert, wandern sie in einen Schrank, der mit seiner Tiefe von 1,50 m eigentlich einen Raum ganz für sich allein braucht. Man hat sich zu helfen gewußt, indem man ihn einfach durch die Wand hindurch baute, ins Nebenzimmer hinein, das sowieso zum Abstellen dient. Für manche Apparate in den Laboratorien werden die Rohre auch so gebraucht, wie sie sind, allerdings nach maßgerechter Verarbeitung, die hier erfolgt.

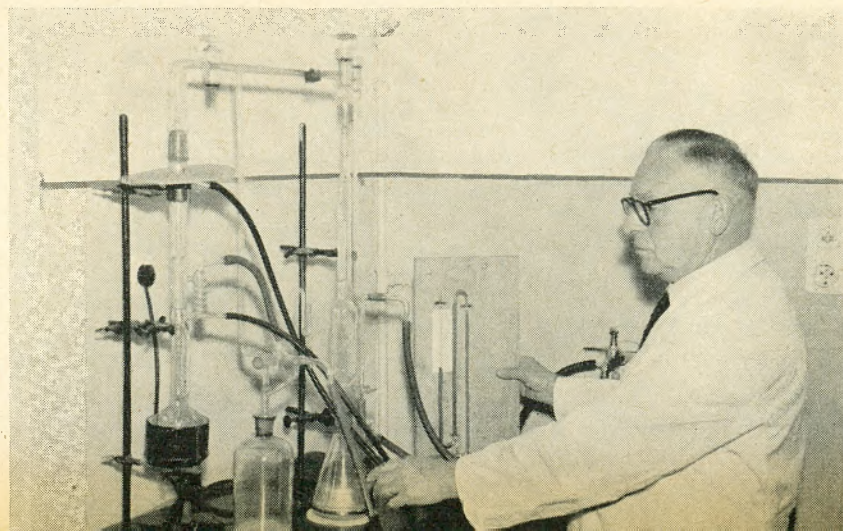
Kolonnen von Wägegläsern entstehen aus solchen Rohren rasch und verhältnismäßig einfach, indem man einen Boden drannmacht. Und wie macht man das? Man hält das Rohr über den mit Luft und Gas betriebenen Brenner, erhitzt es, zieht es ab, bläst den Kern aus, wobei das Glas in sich festschmilzt. Dann wärmt man das Ganze noch einmal, um die Spannung zu verteilen, verringert die Temperatur langsam und gibt ihm fünf Minuten zum Kühlen.

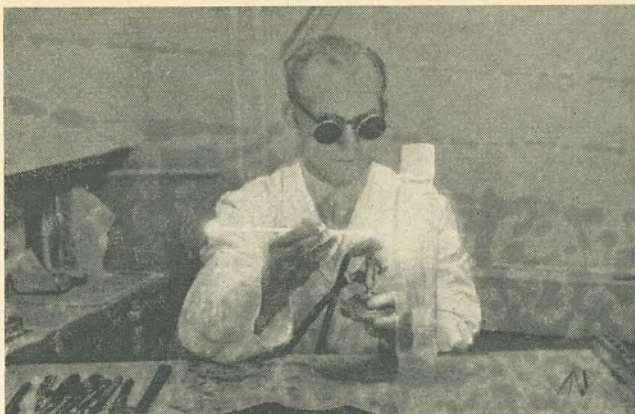
„Bruch“ wird gebracht

Erhitzen, Blasen, Kühlen und Wiedererhitzen, im richtigen Verhältnis zueinander, das ist das Fabrikationsgeheimnis der Glasinstrumentenmacher, die nebenbei über gute Augen, ruhige Hände, eine tüchtige Portion Bastelfreudigkeit und Verständnis für die Verwendung der von ihnen hergestellten Dinge verfügen und außerdem chemische Kenntnisse haben müssen.

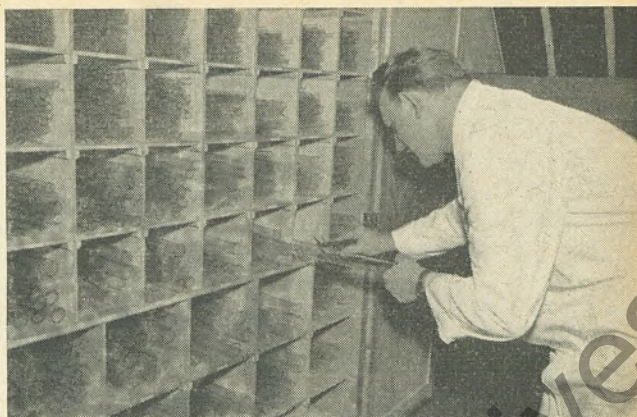
Nehmen wir aus dem täglich von den Laboratorien angelieferten, mit Reparaturzetteln versehenen „Bruch“ einen Meßkolben, eines jener Instrumente also, die neu beschafft auf die Dauer ein Vermögen kosten würden und darum in der werkseigenen Glasbläserei billiger repariert werden können: Der Hals wird unter der Bruchstelle abgeschnitten, dann wird der Kolben eingespannt und mit Preßluft und Gas bis auf 700–800 Grad

Meister Theodor Huhn an der Hochvacuumapparatur





Beim Bearbeiten von Quarzglas kommt Leo Erdmann ohne Schutzbrille nicht aus



Alle hier im Röhrenregal vereinigten Röhre sind 1,50 Meter lang

erhitzt. Nun kann man das ebenfalls erhitzte Gegenstück dranhalten und 'reinblasen. Hat die Vereinigung stattgefunden, braucht man es „nur noch“ glattziehen, dann ist's dran.

Quarzglas ist ein Problem für sich

Für alle diese Präzisionsarbeit über der zischenden Gasflamme braucht man keine Schutzbrille. Unerlässlich ist sie bei der Bearbeitung von Quarzglas, das aus einer Quarzglashütte in Rohren bezogen und bei der Bestimmung von Sauerstoff benötigt wird. Quarzglas hält Temperaturen bis zu 1700 Grad aus. Man kann es glühend unter Wasser halten, ohne daß es Schaden nimmt. Dafür ist es aber auch sehr teuer. Solch ein Rohr, das auf unserem Bilde repariert, d. h. angesetzt wird, kostet neu 350,— DM. Arbeit an Quarz dauert länger als andere Glasarbeit. Schneeweiße Fäden, dünner als Spinnennetze, legen sich dabei auf den Arbeitstisch.

Neuanfertigung mit modernsten Maschinen

Aber auch Neuanfertigungen stehen auf dem Arbeitsprogramm unserer Glasinstrumentenmacher. Pipetten und Pyretten blasen sie in mühevoller und langwieriger Kleinarbeit aus den dünneren Rohren und überziehen

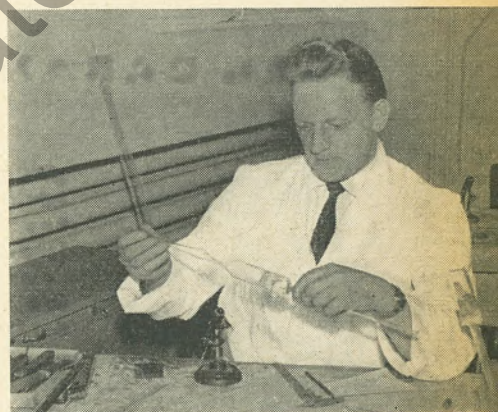
sie mit Bienenwachs. Dann sieht das soeben noch blitzblank Instrument unansehnlich und häßlich gelb aus. Aber das schadet nichts. Der Überzug ist unerlässlich für die Anbringung der Eichstriche, die ihnen die Teilmaschine mit Flußsäure einätzt.

Die Glasbläseerei besitzt auch eine Schleifmaschine, die mit feinstgemahlenem Korund an das spröde, harte Glas geht. — Meister Huhn, als „alter Knobler“, der, wenn es sein muß, auch vor der Herstellung von Elektroden, Gebern und Meßketten nicht zurückschreckt und dem in 40 Jahren am gleichen Arbeitsplatz nichts Chemisch-Gläsernes oder Gläsern-Chemisches mehr fremd ist, bedient das raffinierteste Instrument; eine Hochvacuum-Apparatur, die mittels einer Diffusionspumpe in drei Stufen ein Gefäß luftleer zu pumpen vermag. Als Vorvacuum dient dabei eine Wasserstrahlpumpe. Luftleer gepumpt werden z. B. doppelwandige Gefäße, die, wenn ein McLloyd das Vacuum festgestellt hat, sogleich mit Handgebläse-brenner zugeschmolzen werden.

Alles auf Vorrat halten

Für den flüchtigen Besucher sieht sich die im oberen Geschoß der Versuchsbetriebe untergebrachte Glasbläseerei so klein an. Wer durchgegangen ist und den rechten

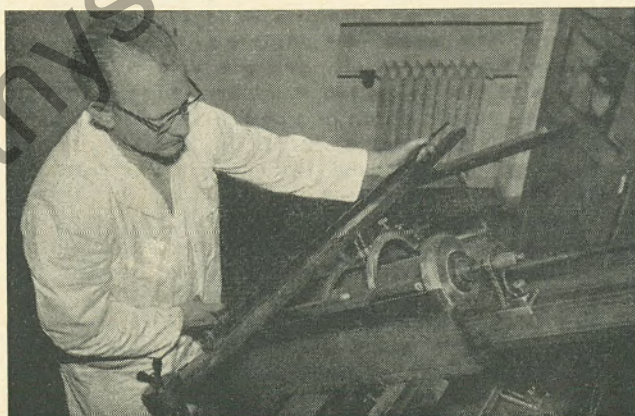
Winkel an ihrem Scheinende genommen hat, der kommt in Raum nach Raum und sieht Regal bei Schrank und Schrank bei Regal stehen und begreift, daß er sich in einem riesigen Spezialmagazin befindet,



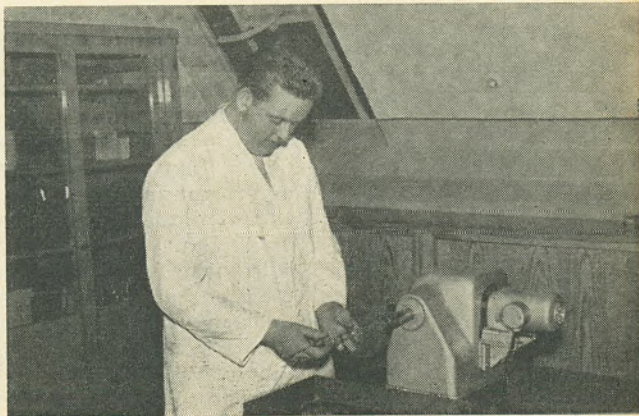
Helmut Paschedach bei Glasreparaturen

einem vielfältig gegliederten Lager, das nicht nur unsere Versuchsbetriebe, sondern auch die Hüttenbetriebe und darüber hinaus die Konzernwerke mit allen anfallenden gläsernen Laboratoriumsapparaten versorgt.

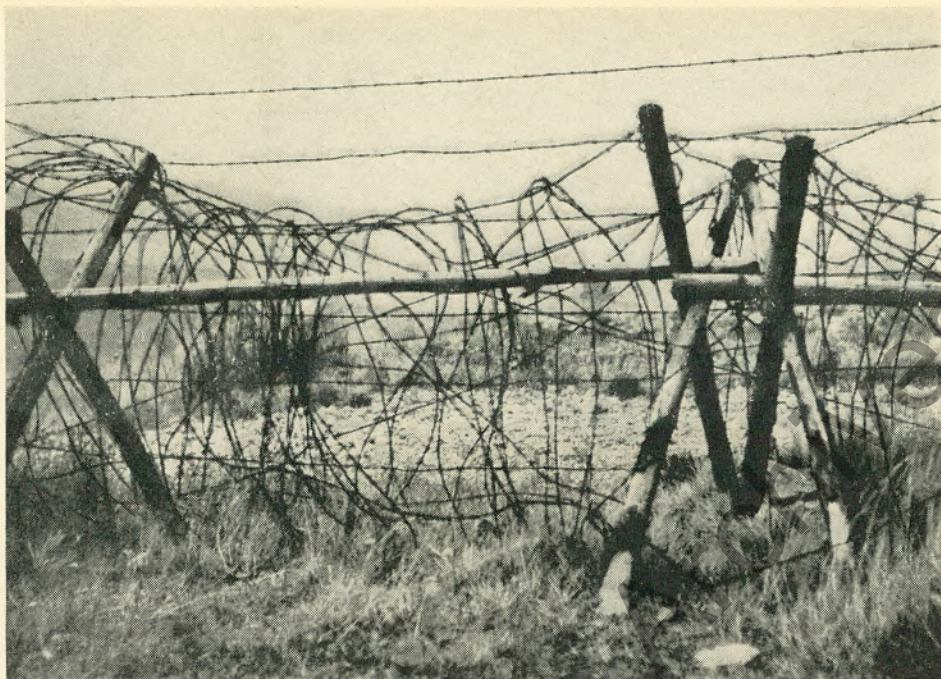
Leo Erdmann an der Teilmaschine



Herbert Breker schleift mit feinstgemahlenem Korund



*Die sowjetzonalen Sperranlagen
erwecken den Eindruck eines
latenten Bürgerkriegszustandes*



IMMER DARAN DENKEN!

„Mitten in Deutschland — Mitten im 20. Jahrhundert — Die Zonengrenze“ heißt eine Schrift, die das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen soeben herausgegeben hat. Ihr entnehmen wir:

Stacheldrähte, Drahtverhaue, Schlagbäume, Erdbunker, Beobachtungstürme mitten in Deutschland — mitten im 20. Jahrhundert!

Das ist die Zonengrenze von der Ostsee bei Lübeck bis hinunter nach Hof, wo sie mit der bayerisch-tschechischen Grenze zusammenstößt.

Im Jahre 1945 war diese „Grenze“ als Demarkationslinie zwischen der sowjetischen und den drei westlichen Besatzungszonen festgelegt worden; während aber die Demarkationslinien zwischen den westlichen Besatzungszonen längst verschwunden sind, ist diese geblieben. Sie ist nicht nur geblieben: Sie ist vielmehr von Jahr zu Jahr dichter, abweisender, drohender geworden, und zwar vor allem, seitdem das von der sowjetischen Besatzungsmacht in Mitteldeutschland ausgehaltene kommunistische Regime beschloß, ihr den Charakter einer Staatsgrenze zu geben — einer Staatsgrenze freilich, wie man sie außerhalb des sowjetischen Machtbereichs in der ganzen Welt heute vergeblich suchen wird.

Diese Grenze ist in ihrem Ursprung eine Folge des von Hitler begonnenen und verlorenen Krieges. Ihre heutige Existenz ist das Symbol der immer noch nicht beendeten Entzweiung unter den ehemaligen Siegermächten und der Aufspaltung der Welt in zwei Machtblöcke. Die Verantwortung dafür jedoch, daß diese Trennungslinie zwischen den beiden Machtblöcken, der „Eiserne Vorhang“, Deutsche von Deutschen trennt, liegt bei denen, die gegen den Willen von 17 Millionen Mitteldeutschen und nur unter dem Schutz der sowjetischen Besatzungstruppen die Macht in der Zone ausüben.

Während in der westlichen Welt daran gearbeitet wird, die Schlagbäume zwischen den Nationen zu beseitigen, Grenzen unwirksam und unsichtbar zu machen, den wirtschaftlichen Austausch und die kulturellen Beziehungen von Volk zu Volk von allen Behinderungen zu befreien, wird hier — mitten in einem Lande, mitten in Deutschland, mitten im 20. Jahrhundert — emsig daran gearbeitet, eine Grenze durch immer neue Hindernisse wirksamer und schmerzhafter zu machen, die Kluft zu vertiefen, Deutschland auf die Dauer zu spalten. Es ist ein gespenstisches Bild, das auf den folgenden Seiten festgehalten wurde — und doch war im Bild nicht zu erfassen, was es eigentlich bedeutet: die gewaltsame Trennung der Eltern von Kindern, des Bruders vom Bruder, des Freundes vom Freunde, des Nachbarn vom Nachbarn, die willkürliche Unterbrechung aller Beziehungen zwischen Menschen gleicher Sprache, gleicher Geschichte, gleichen Empfindens und Denkens.

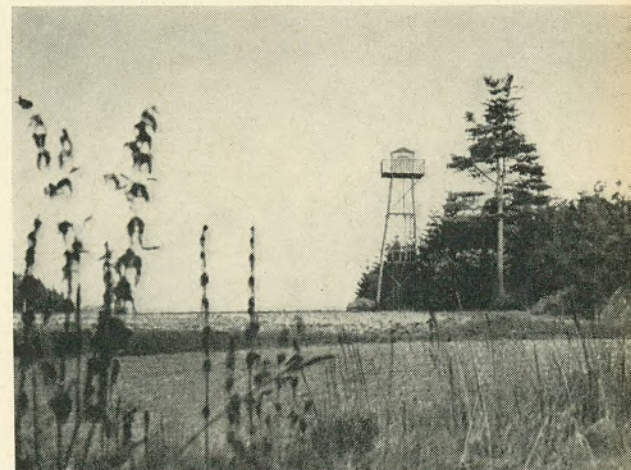
Keiner von ihnen, mag er diesseits oder jenseits der 1381 Kilometer langen Zonengrenze wohnen, wird sich mit dem Widersinn dieser Grenze abfinden; sie ist das Schandmal einer ideologisch bestimmten Machtpolitik, die in unserer Zeit überwunden sein sollte, überwunden werden muß.



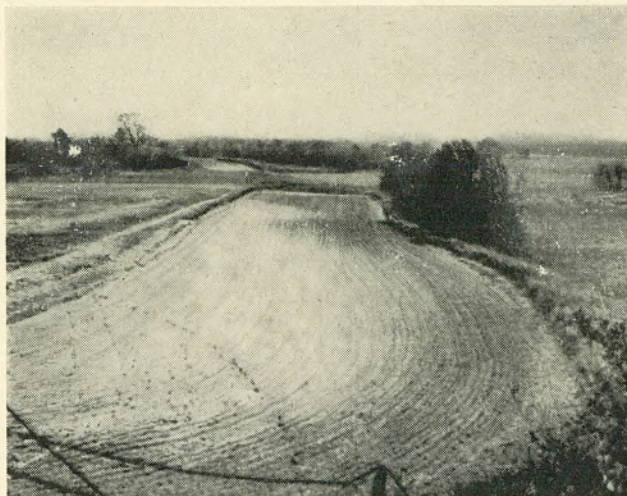
Volkspolizisten pflügen den 10-Meter-Kontrollstreifen



Wie die Spur einer Riesenschnecke zieht sich der Kontrollstreifen, die „Pieck-Allee“, von Lübeck bis Hof



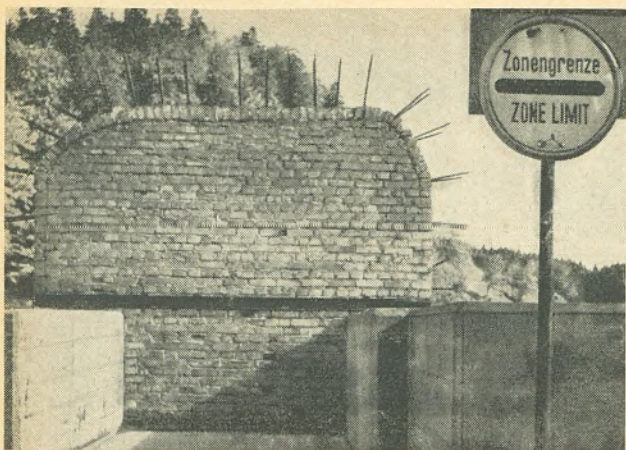
Wachtürme an der Zonengrenze — wer denkt bei ihrem Anblick nicht an ein Gefangenenlager?



Spuren im Kontrollstreifen — Diagramm der Verbundenheit der Menschen in West- und Mittelddeutschland



Von 43 Eisenbahnlinien zwischen West- und Mittelddeutschland sind 36 gesperrt



Die Eckertalsperre im Harz wird durch die Zonengrenze in Längsrichtung geteilt. Mitten auf der Sperrmauer hat man diese eisenstachelbewehrte Mauer errichtet, die an mittelalterliche Befestigungen erinnert



Vor den Augen dieser Frau verfällt das Haus, in dem ihr Mann aufgewachsen ist und das sie mit ihrer vielköpfigen Familie von einer Stunde zur andern verlassen mußte



Auf der Halbinsel Priwall bei Lübeck zieht sich der Stacheldraht bis in das Wasser der Ostsee. Nirgends an der Zonengrenze tritt die Gegensätzlichkeit des Lebens beiderseits dieser Scheidelinie so kraß in Erscheinung: internationales Badeleben auf dem Hintergrund einer toten Landschaft, die durch spanische Reiter abgeschirmt wird



Im September 1958 wurde das Haus plötzlich abgerissen. Wehrlos und verzweifelt mußte die Eigentümerin zusehen, wie in wenigen Stunden alles das zerstört wurde, was sie sich einst mit ihrem Manne in vergangenen langen Jahren harter Arbeit geschaffen hatte



Der alte Mann sieht binüber in seine mecklenburgische Heimat. Das Pflaster der B 104 ist aufgerissen, die Erde geggt. Wann kann der alte Mann zurück — nach Hause?

Auch heute noch — vierzehn Jahre nach Kriegsende — hört man diesen Ruf, wird man durch Zeitungsmeldungen über Bombenfunde aufgeschreckt und an jene unseelige Zeit erinnert. Gleichzeitig hört oder liest man dann aber auch von jenen tapferen Männern, die hingehen und jene Teufelsdinger unschädlich machen.

Einer von ihnen ist der Oberfeuerwerker Zellerhoff. Sein Name stand jüngst in fast allen Zeitungen, als er es fertiggebracht hatte, jene Spezialbombe von über 100 Zentnern Gewicht zu entschärfen, die auf dem schlammigen Grund des Sorpesees gefunden worden war.

Nun, Oberfeuerwerker Zellerhoff ist auch auf unserer Hütte kein Unbekannter. Auch hier hat er mancher Bombe dank seiner Erfahrung und dank seiner geschickten Hände den Giftzahn ziehen können.

Wenn man bedenkt, daß während des Krieges auf unsere Hütte und die angrenzenden Hoesch-Unternehmen

18 Luftminen
3371 Sprengbomben
3045 Phosphorkanister
29000 Stabbrandbomben

niedergingen, dann kann man sich unschwer vorstellen, daß sich darunter auch eine erkleckliche Anzahl Blindgänger befand. Es hat hier kurz nach Kriegsende Stellen gegeben, an denen diese Dinge haufenweise herumlagen, so daß sie mit Waggons abtransportiert werden mußten. Inzwischen ist natürlich gründlichst aufgeräumt worden. Aber trotzdem werden noch gelegentlich solche gefährlichen Kriegserinnerungen gefunden.

Unsere Hütte wächst, dehnt sich aus, neue Hallen werden gebaut, umfangreiche Erdarbeiten sind notwendig geworden.

Und da passiert es dann meistens, so wie am 26. Januar 1959 (!), daß plötzlich vor dem Bagger eine 5-Zentner-Bombe liegt! Achtung! Blindgänger! Feuerwerker her! Und wieder tritt das Bombenräumkommando von der Regierung in Arnsberg in Tätigkeit! Und wieder! Und wieder!

Wie oft noch, wie lange noch? Wer weiß das?

Aber nicht nur in der Erde lauern noch die Gefahren! Auch im Schrott können sich — auch heute noch — hin und wieder Sprengkörper verstecken. Darum ist es ratsam und gut, die Augen aufzumachen. Besonders ihr, Kollegen, die ihr auf dem Schrottplatz und an den Chargiermulden arbeitet! Jedes sprengstoffverdächtige Schrottstück ist sofort auszusortieren und zu melden. (Übrigens: Es gibt dafür Fundprämien.) Solche Sprengkörper und Munition werden an einem sicheren Ort gesammelt und bei Gelegenheit vom Räumkommando unschädlich gemacht und abtransportiert.



Oberfeuerwerker Zellerhoff beim Entschärfen einer 250-kg-Sprengbombe in unserem Werksgelände

„Achtung! Blindgänger!“

Diese Sprengkörper wurden im Schrott gefunden





BERNHARD SALZMANN †

Landeshauptmann a. D. Dr. h. c. Bernhard Salzmann ist nach schwerer Krankheit am 11. Februar für immer von uns gegangen.

Seit der Neuordnung der Hoesch-Gesellschaften im Jahre 1952 gehörte er u. a. auch dem Aufsichtsrat unserer Hoesch-Westfalenhütte AG als stellvertretender Vorsitzender an. In allen diesen Jahren stellte er seine reichen Erfahrungen, sein tiefgründiges Wissen und sein umfangreiches Können in den Dienst unserer Gesellschaft. Sein gütiges Wesen und die Wärme seines Herzens machten ihn uns allen zum treuen, immer hilfsbereiten Freund, dem wir in herzlicher Zuneigung verbunden waren.

In besonders glücklicher Weise verband sich in ihm seine Liebe zu unserer Arbeit und zu den Menschen, die in unseren Werken arbeiten, mit seinem stets auf das allgemeine Wohl gerichteten Sinn.

Wir verlieren in Bernhard Salzmann einen Freund und Berater.

Nur „die Alten“ kennen ihn noch: 15 Jahre nach seinem Ausscheiden aus der Leitung der Hochofenbetriebe der Hoesch AG verstarb Dipl.-Ing. Hans Schnettler. In den Diensten unseres Werkes stand er seit Mai 1910, zuerst als Hochofenassistent, ab 1917 als Betriebsdirektor.

Es waren die für den Hochöfner schwierigen Jahre, in denen die stürmische Entwicklung der Eisenindustrie von den Hochöfen noch mehr als eine Verdoppelung ihrer Leistung verlangte. Weil herkömmliche Bau- und Betriebsweise hier versagten, konnten Erfolge nur durch besondere Fähigkeiten und außergewöhnliche Einsatzbereitschaft erkämpft werden. In diesem Ringen zählt Hans Schnettler zu den Vorkämpfern. Als Grundlage für die Leistungssteigerung setzte er sich ganz besonders für die Einführung der heute selbstverständlichen Meß- und Regeltechnik am Hochofen ein.

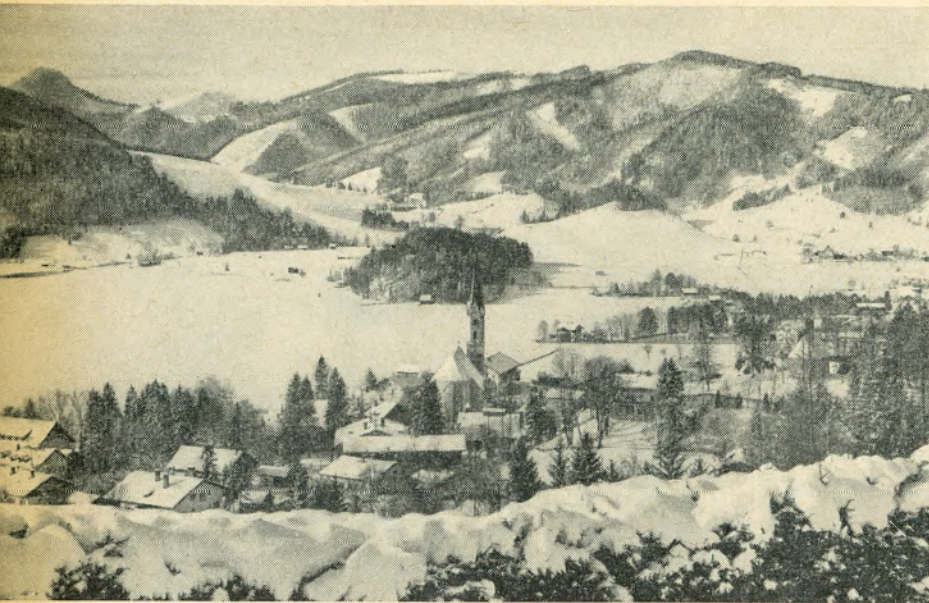
Er hatte den Mut, sich an die Roheisenerzeugung mit geringen Schlackenmengen zu wagen und hohe Anteile eisenreicher Magnesite im Möller zu führen, die in dieser Höhe damals allgemein abgelehnt wurden. Er verfocht mit unbeirrbarer Zähigkeit die Forderung nach für damalige Begriffe überdimensionierten Hochofengebläsen. Als seine wichtigste Aufgabe bezeichnet er jedoch immer wieder die Einführung des Brechens und Siebens der Erze und des daraus sich ergebenden Stückigmachens der abgesiebten Feinerze. Bereits 1926 besaß die Hoesch AG Brech- und Siebanlagen mit einer Stundenleistung von etwa 200 t, die 1941 verdoppelt wurden. Der 1929 geplante Bau einer Sinteranlage wurde durch die anschließenden Krisenjahre verhindert und auf die Jahre 1935 und 1939 verschoben, in denen eine Anlage von insgesamt 60 000 t je Monat gebaut wurde.

Den Nachweis für die Berechtigung seiner Forderungen konnte Hans Schnettler dadurch erbringen, daß im Oktober 1933 ein Hochofen der Hoesch AG mit 6,5 m Gestell- ϕ etwa 36 000 t Roheisen erzielte — eine außergewöhnliche Leistung.

Hans Schnettlers Einsatz galt nicht nur dem Hochofen, sondern ganz besonders den im Gefahrenbereich des Hochofens arbeitenden Menschen. Unermüdlich arbeitete er an der Organisation und Aufstellung eines Gasschutzes für den Hochofenbetrieb. Jahrelang wurden die aus der Hochofenbelegschaft zusammengestellten Gasschutzkolonnen von ihm persönlich ausgebildet, so daß Organisation und Ausrüstung als vorbildlich von der Gewerbeinspektion anerkannt und empfohlen wurden.



HANS SCHNETTLER †



Unsere Jugend am Schliersee



Auch in diesem Jahr fuhren unsere Jugendlichen zum Schliersee. Während bei der Abfahrt in Dortmund kein Schnee mehr lag, zeigte sich hinter Bonn die Landschaft schon im weißen Kleid. Der Zielort wirkte für die neuen Teilnehmer wie eine verträumte Märchenlandschaft. Die glatte, zugefrorene und verschneite Fläche des Sees und die mit hohen Tannen sich daraus erhebende Insel bildeten gegen die sie einschließende Bergwelt ein unvergeßliches Bild.

Ski und Rodel gut

Jeden Tag ging es auf die Bretter. Alle unsere Jugendlichen wurden unter sachkundiger Leitung des Heimleiters und seines Vertreters im Skifahren unterwiesen. Christa, erst unsicher, sauste bald in Schußfahrt zu Tal. Dagegen mußten vor allen die Stemmenschwingungen immer wieder geübt werden. Es war nicht einfach, und sehr oft lagen Manfred, Udo, Willi und manch anderer im Schnee.

Gegen Ende der ersten Woche kam der Föhn. Alarm für Skifahrer! Denn der Schnee schmolz. Durch die Sonne war der Schnee mittags „müde“. Das Skifahren wurde immer schwieriger. Doch nach zwei Tagen schneite es wieder. In nur wenigen Stunden waren vorzügliche Schneebedingungen vorhanden. Das Wetter hielt sich bis zum Ferienende. Wer

nicht zu Skiern griff, rodelte nach Herzenslust.

Reichliche Kost und vorbildliche Unterkunft

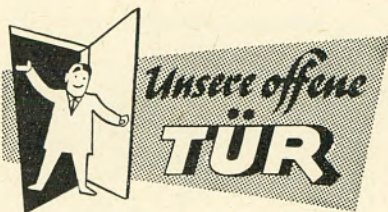
Unsere Mädels und Jungen waren in Vierbetträumen untergebracht. Bestechende Sauberkeit herrschte überall. Das Jugendheim darf nur in Hausschuhen betreten werden. Für die Straßenschuhe steht ein großer Raum zur Verfügung. Ebenso sind Dusch- und Baderäume, ein Trockenraum, ein kleiner und großer Speiseraum und für Schulungen ein besonders angebauter kleiner Saal vorhanden. Nicht vergessen sei der Tischtennisraum. Er war abends immer voll belagert. Bei „heißer“ Musik wurden noch heißere Meisterschaften ausgetragen.

So eigenartig es sich anhören mag: Die Essenszuteilung mußte gekürzt werden. Es kam zuviel in die Küche zurück. Essen konnte in den Mahlzeiten immer nachgefordert werden. Die vier Mahlzeiten am Tage waren sehr abwechslungsreich. Es schmeckte „wie bei Muttern“. Gab es doch auch hier Klöße, Kotelett, Schnitzel und auch gespickten Rehrücken mit Preiselbeeren. Da ließ es sich schon leben.

Auf Deutschlands höchstem Berg

Höhepunkt des Urlaubs war die Tagesfahrt zur Zugspitze. Mit dem Omnibus ging es über Bad Tölz, Garmisch-Partenkirchen zum 1000 Meter hoch gelegenen Eibsee, ab dort weiter mit der Zugspitzbahn zum 2600 Meter hohen Schneefernerhaus. Zwei Drittel der Fahrt mit der Zugspitzbahn führte durch einen Tunnel. Die restlichen 300 Meter bis zum 2964 Meter hohen Gipfel wurden mit der Seilbahn zurückgelegt. Der leichtbedeckte Himmel, der oft die Sonne auf das gewaltige Alpenmassiv scheinen ließ, gab eine großartige Fernsicht. Mit Ferngläsern konnten der Groß-Glockner und der Groß-Venediger sehr gut gesehen werden. Der Anblick der schneebedeckten Bergwelt war für alle ein überwältigendes Erlebnis. Der scharfe und eisige Wind ließ unsere Mädels und Jungen bald wieder zum Schneefernerhaus hinunterfahren. Bei der Abfahrt hatte sich die dünne Wolkendecke verzogen. Die Sonne hüllte die Alpenkette in gleißendes Licht. Am gewaltigen Karwendelgebirge ging es vorbei zum Waldensee. Hier, am weltbekannten Goetheblick mit einer Büste Goethes, hat sein Faustwort so recht Bedeutung: „Verweile doch, du bist so schön!“

Unsere Mädels und Jungen haben die winterliche Bergwelt 14 Tage erlebt. Sie genügten, um unter gleichzeitigem Dank an die Betriebsleitung den Wunsch auszusprechen, im nächsten Jahr wieder zum Schliersee fahren zu dürfen.



Sehr beeindruckt war die Verlagsleitung der Westfälischen Rundschau, Dortmund . . .



Daß Redakteure, Reporter, Journalisten unser Werk besuchen, sich um Nachrichten von uns und über uns bemühen, ist alltäglich. Daß aber eine große Verlagsleitung in ein Werk, dessen Mitarbeiter sie zum großen Teil mit Zeitungen beliefert, geht, um sich einen Begriff von dessen Schaffen zu machen, ist wahrlich nicht alltäglich, aber um so begrüßenswerter.

Im übrigen besuchten uns in den letzten Wochen: 9 Lehrer aus Dortmund-Brechten, 30 Schüler der Landwirtschaftsschule Lübbecke, 35 Schüler der Westfälischen Berggewerkschaftskasse Bochum, 12 Mitarbeiter der Firma Estabed in Düsseldorf, 20 Engländer, 22 Betriebsräte der Postämter in Dortmund, 9 Vertrauensärzte der Betriebskrankenkasse, 5 Mitarbeiter der Firma Brüggemann in Lemgo, 30 Herren vom REFA-Verband in Dortmund, 45 Lehrlinge der AEG in Dortmund, 30 Schüler des Landschulheims am Solling, 28 Schmiedelehrlinge aus Soest, 25 Lehrlinge der Firma Jucho, Dortmund, 16 Lehrgangsteilnehmer der Wirtschaftsvereinigung Düsseldorf, 35 Schüler der Staatlichen Berufsfachschule Iserlohn.



. . . aber auch eine Gruppe Engländer



BRING
DEINEN VORSCHLAG
FÜR AUSARBEITUNG WIRD
GESORGT.

Man braucht nicht alles zu können. Man kann beispielsweise eine gute Idee für einen Verbesserungsvorschlag haben, ohne den Vorschlag technisch ausarbeiten zu können. Da helfen Fachkräfte zuverlässig und uneigennützig. Wenden Sie sich vertrauensvoll an:

Dipl.-Ing. Sondermann, Profilwalzwerke

UNSERE EHRENTAFEL

Jubilare März 1959

50

RICHARD BARTIKOWSKI
Elektrotechnische Abteilung

40

PETER KAPPIUS
Maschinenabteilung

JOHANN GALEWSKI
Hafen Hardenberg

GEORG SCHUBERTH
Kaliberwalzwerke

ANTON BUNTE
Elektrotechnische Abteilung

HEINRICH HELD
Drahtverfeinerung

KARL JOSWIG
Maschinenabteilung

ARTUR SONNABEND
Thomaswerk

AUGUST BLOM
Mechanische Werkstätten

OTTO SCHALLNASS
Kaliberwalzwerke

AUGUST SCHAUMANN
Breitbandwalzwerk

JOSEF WOLKI
Maschinenabteilung

GUSTAV ZIELASKO
Mechanische Werkstätten

ADOLF KLOSS
Mechanische Werkstätten

FRANZ KARNIKOWSKI
Anlagenbuchhaltung

ERNST MEYN
Hochofen

ALBERT TROWE
Maschinenabteilung

MAX RÖHL
Hochofen

25

ANTON ROSENKRANZ
Kaliberwalzwerke

PAUL KORDT
Werksaufsicht

WILLY HUCKLENBROICH
Maschinenabteilung

WALTER MÜLLER
Maschinenabteilung

ALOYS MEYKA
Hafen Hardenberg

MENNO VAN OHLEN
Hochofen

RUDOLF PFEIFFER
Hochofen

LEO POZIOMEK
Elektrotechnische Abteilung

THEODOR REICHARDT
Mechanische Werkstätten

GUSTAV RAUTWURM
Hochofen

WALTER SIEBERG
Breitbandwalzwerk

KARL THIELMANN
Stahlwerk III

OTTO NOWAK
SM-Stahlwerk

PAUL RAUTENBERG
Stahlwerk III

WILHELM SCHLIERENKAMP
Allgem. Fahrbetrieb

JOSEF PACHOLZYK
Thomaswerk

OTTO NORMANN
Maschinenabteilung

JOSEF BRECHNER
Hochofen

AUGUST JOSEPHS
Eisenbahnabteilung

FRITZ MELETZKY
Zementfabrik

AUGUST KLEINHANS
Maschinenabteilung

KARL SCHIMMEL
SM-Stahlwerk

WILHELM FELLEBERG
SM-Stahlwerk

GUSTAV KOCH
Stahlwerk III

ARTUR NAKKEN
Kaltwalzwerk

WILHELM PFLOCK
Gleisbau

ALFRED QUABECK
Elektrotechnische Abteilung

FRANZ WEISS
SM-Stahlwerk

EUGEN VOIGT
Bauabteilung

JOHANN BECKMANN
Hochofen

JAKOB BREDLICH
Maschinenabteilung

WILHELM BUDDE
Maschinenabteilung

KARL SCHÄFER
Maschinenabteilung

ERNST VESENBERG
Bauabteilung

PAUL WOJCIECHOWSKI
Maschinenabteilung

ALFRED HELDT
Maschinenabteilung

HEINRICH VON BROICH
Hochofen

WALTER MAIWEG
Kaliberwalzwerke

WILHELM LIEDTKE
Eisenbahnabteilung

GUSTAV SCHWEPPER
Betriebswirtschaft

HERBERT KRAMER
Anlagenbüro

FRIEDRICH MÖLLER
Werksaufsicht

WILLI OMILIAN
Qualitätsstelle

EMIL UFER
Kaliberwalzwerke

FRITZ HÖCHST
Hafen Hardenberg



Achtung! Industriespione!

Alarmzeichen in den großen Betrieben der Bundesrepublik! Immer häufiger treffen westdeutsche Verkäufer im Ausland auf haargenaue Kopien ihrer neuesten, ängstlich gehüteten Fertigungsprodukte. Was in ihren Firmen in oft jahrelanger, mühevoller und kostspieliger Versucharbeit entwickelt wurde, wird vorwiegend von Unternehmungen der Ostblockstaaten oft gleichzeitig, ja nicht selten sogar früher angeboten. Die einzig denkbare Lösung des Rätsels: Industriespionage!

Tatsächlich scheint der Werkspionage seitens östlicher Auftraggeber seit einiger Zeit unbedingter Vorrang gegenüber der politischen und militärischen Nachrichtenbeschaffung eingeräumt worden zu sein. Denn auch in den zentralen Wirtschaftsverwaltungen von Pankow und Warschau, von Prag und Moskau weiß man, daß sich auf den Weltmärkten

im Konkurrenzfall

immer das Bessere, Neueste durchsetzt. Auf dem Wege der Industriespionage spart man beträchtliche Entwicklungskosten und vermag die Ware entsprechend preiswerter in den Verkauf zu geben. Weil sie aber so billig sein kann, erreicht sie auch hohe Absatzziffern.

Seit man diese Entwicklung in ihrer ganzen Tragweite erkannt hat, werden die Werkschutzleiter der führenden, auf dem Weltmarkt operierenden Unternehmen die Sorgenfalten von der Stirn nicht mehr los. Bislang waren ihre Leute im wesentlichen dazu ausgebildet, sich mit Materialdiebstählen, Einbrüchen, Zeitkontrollen und ähnlichem zu befassen. Jetzt aber geht es um andere Dinge: heimlich durchgepauste Konstruktionspläne, fotokopierte Festigkeitsberechnungen oder auch „nur“ die mündliche Weitergabe innerbetrieblicher Geheimnisse, etwa des Herstellungsverfahrens. Und hier bei der Abwehr Erfolg zu haben, ist um so schwieriger, als die Gegenseite ihre Leute

auf Spezialeinheiten

gründlich für ihre zwielichtigen Aufträge vorbereitet.

Der bekannte Mangel an Facharbeitern, Technikern und Konstrukteuren in Westdeutschland erleichtert fraglos das Einschleusen derartiger Elemente, denn manches Werk ist froh, wenn sich für die

Wir kommentieren und glossieren

Wird die Produktivitätsrate 1959 sinken?

An der Schwelle eines neuen Jahres fehlt es nie an Prognosen und Propheten. Alle Variationen, von düsteren Betrachtungen bis zu optimistischen Einschätzungen der künftigen Entwicklung unserer Wirtschaft, sind zu finden. Die Frage nach der Produktivitätsrate ist zugleich eine Antwort auf die erwarteten Trendlinien und auf die Beurteilung der Konjunktur für das Jahr 1959. Sicherlich wird noch stärker als in der zweiten Hälfte 1958 der stürmische Nachholbedarf in der Konsumgütersphäre allmählich in ruhigere Bahnen einmünden. Andererseits wird die Baukonjunktur und damit eine Reihe von Wirtschaftszweigen weiterhin durch private und öffentliche Initiative über dem Normalstand liegen. Auch die Exportaussichten sind, wie man auf Grund bereits vorliegender Aufträge abschätzen kann, recht günstig. Der Antrieb durch die westdeutsche Rüstung muß ebenfalls als Stütze konjunktureller Antriebskräfte mit in die Bewertung einbezogen werden. Von den Auswirkungen des gemeinsamen Marktes wird weder auf der Plus- noch auf der Minusseite zunächst ein bemerkenswerter Einfluß ausgehen.

Wenn auch aus diesen kurzen Konjunkturstrichen wenig oder keine Verschiebungen im Konjunkturgefüge zu erwarten sind, wird doch die Betrachtung der möglichen Produktivitätsentwicklung einige Nuancen weniger optimistisch ausfallen. In der Phase Normalisierung, in die wir bereits eingetreten sind, wird es entscheidend sein, mehr als bisher mit dem Pfennig statt mit der Mark zu rechnen und mehr als bisher auf eine Reservebildung auf längere Frist bedacht zu sein. Die Anstrengungen, eine möglichst hohe Produktivitätsrate zu erreichen, muß auf Zeit gerichtet sein, für die mageren Jahre, die einmal kommen können. Sonst besteht die ernste Gefahr, daß die Produktivitätserfolge der letzten Jahre in wenigen Jahren schlechterer Konjunktur aufgeessen werden. Gerade das neue Jahr stellt uns daher mehr als die vorangegangenen Aufbaujahre vor die Aufgabe, zu rationalisieren.

Weil Mehrarbeit bei der ohnehin heute in unserem Industriezeitalter immer stärkeren Belastung nicht möglich und tragbar ist, besteht nur der Ausweg, den Koloß der Verwaltung in allen Funktionen der Wirtschaft, der öffentlichen Hand, den Verbänden und wo es auch sei radikal zu vermindern. Einen Teil wird man durch stärkere Mechanisierung und Automatisierung gewisser Büroarbeiten abbauen können. Es wird aber auch notwendig sein, die aus verschiedenen Gründen stark angewachsene Funktion des „Papierkrieges“ zu reduzieren. Es gibt durchaus lohnende Ansatzpunkte dafür. Es ist immer zu bedenken, daß die Produktivleistung unserer Wirtschaft mehr und mehr durch Verwaltungskosten belastet wird. Die sogenannte Produktivitätsquote wird allmählich von der zunehmenden Verwaltungsrate eingeholt. Wir geraten aber durch den zunehmenden Ausfall neuer, junger Arbeitskräfte noch mehr in diese Schere zwischen Produktivitäts- und Verwaltungsrate, wenn wir nicht die Verwaltung vereinfachen, weniger Fragestellungen zulassen, uns von dem teilweise entstandenen Perfektionismus lösen und alle Tätigkeit ausrichten auf die Förderung und Erhaltung der Produktivkraft.

Sehtüchtigkeit und Unfallverhütung

Die vermutlich auf einem Mißverständnis beruhende Pressenotiz, daß durch ärztliche Augenuntersuchungen und die Ausgabe richtiger Brillen die Zahl der Betriebsunfälle in dem französischen IBM-Werk (Internationalen Büro-Maschinen-Werk) um 77 Prozent gesenkt worden ist, lenkt die Aufmerksamkeit auf die andernorts vorliegenden Erfahrungen:

Der französische Professor Georges Friedmann schreibt in seinem Buch „Der Mensch in der mechanisierten Produktion“ (Bund-Verlag, Köln, 1952, Seite 116): „Wie zu erwarten ist, sind Sehfehler häufige Unfallgründe. In einem untersuchten Betrieb

hatten von den 71 Arbeitern, die die meisten Unfälle erlitten hatten, 23 eine 50prozentige Sehkraftminderung auf einem der beiden Augen, und 23 andere zeigten Unregelmäßigkeiten im Sehen.“

In dem Buch „Der Stand der Unfallverhütung in Wissenschaft und Praxis“ (Ring-Verlag, Düsseldorf, 1954, Seite 119) schreiben Bornemann und Pietrowicz: „Angeregt durch das Institut ‚Better Vision‘ haben zahlreiche amerikanische Unternehmer in den letzten Jahren Untersuchungen der Sehkraft ihrer Mitarbeiter durchführen lassen. Auf diese Weise wurden mehrere Millionen Arbeitskräfte erfaßt. Als Ergebnis kam dabei heraus, daß von den Untersuchten nur etwa 39 Prozent voll sehfähig, 29 Prozent kaum sehbehindert, aber nicht weniger als 32 Prozent sehr schwach auf den Augen waren. Da nur 25 Prozent der Untersuchten eine Brille trugen, waren also nicht einmal sämtliche stark Sehbehinderten mit einer Brille ausgerüstet. Sei es nun, daß die Sehbehinderten sich ihres Mangels nicht bewußt sind, oder sei es, daß sie demselben gleichgültig gegenüberstehen, jedenfalls sind sie alle sehr unfallgefährdet.

Ähnliche, auf Veranlassung der „Fördergemeinschaft der Deutschen Augenoptik“ in den Jahren 1951 bis 1953 vorgenommene Reihenuntersuchungen von 25 000 Belegschaftsmitgliedern westdeutscher Betriebe haben ergeben, daß nur 28 Prozent der gewerblich Tätigen als voll sehtüchtig bezeichnet werden können, jedoch 45 Prozent der Untersuchten nicht über das Sehvermögen verfügen, das für ihre Arbeit nötig wäre.“

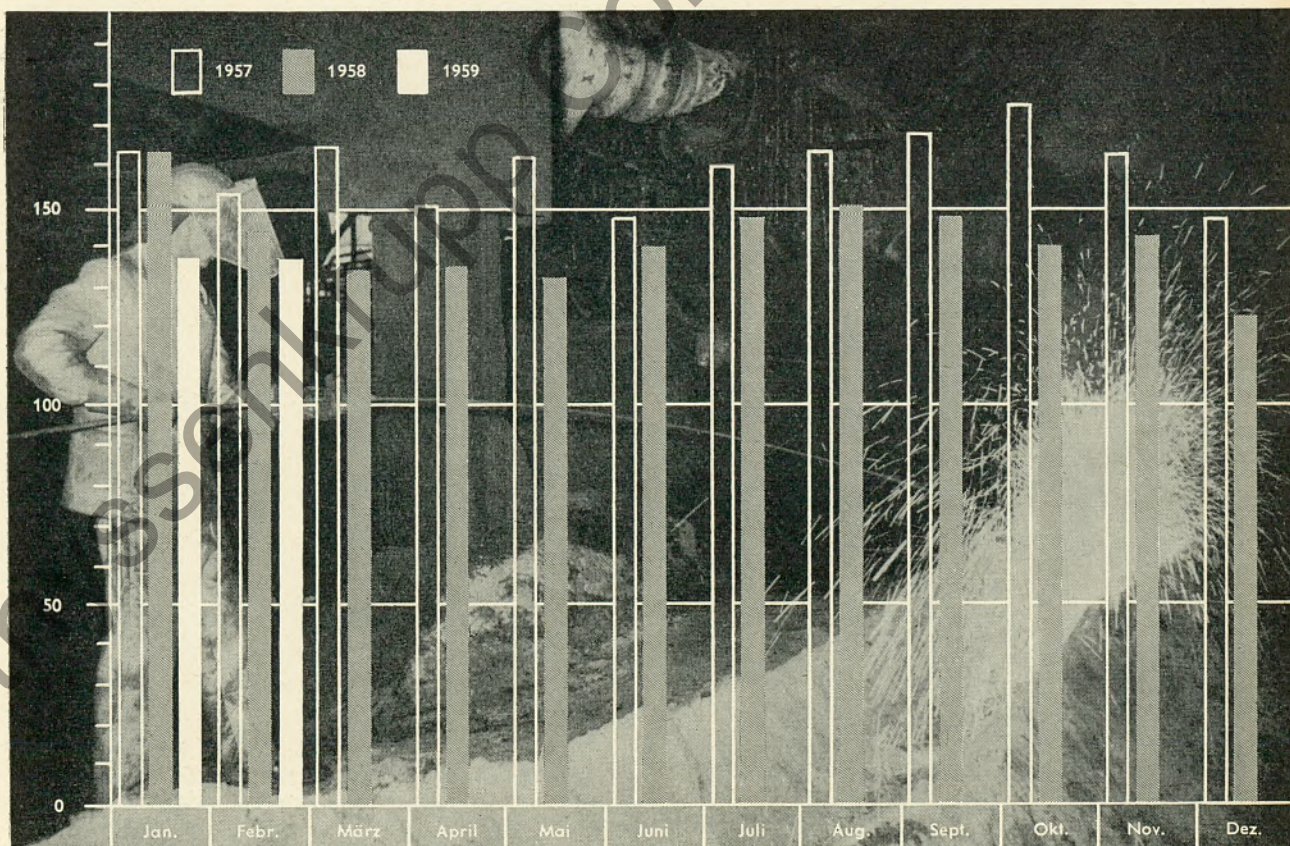
Es ist mithin zu wünschen, daß die Arbeiter nicht nur vor der Anstellung, sondern auch in regelmäßigen Abständen auf ihre Sehtüchtigkeit hin untersucht werden und sich selbst untersuchen lassen.

eine oder andere Vakanz ein brauchbarer Mann von „drüben“ findet. Wie sollte man auch feststellen, wer von den Neueingestellten aus der Zone ein Agent und wer harmlos ist? Selten genug gelingt es jedenfalls, einen Werkspion auf frischer Tat zu stellen. Zu oft können sie rechtzeitig verschwinden. In beiden Fällen aber haben sie gewöhnlich bereits Schaden genug angerichtet.

Die gesetzlichen Strafen für Industriespionage sind außerdem zu gering, als daß sie abschreckend wirken könnten. Erhöhte Aufmerksamkeit eines jeden Arbeitnehmers würde ihre Möglichkeit jedoch sehr erheblich einschränken. Und diese Aufmerksamkeit sollte jeder aufbringen, denn schließlich ist sein Arbeitsplatz in Gefahr, wenn seinem Betrieb durch Industriespione die Wettbewerbsfähigkeit am Weltmarkt eingeengt oder gar genommen wird.

Hans-Georg Bendix

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



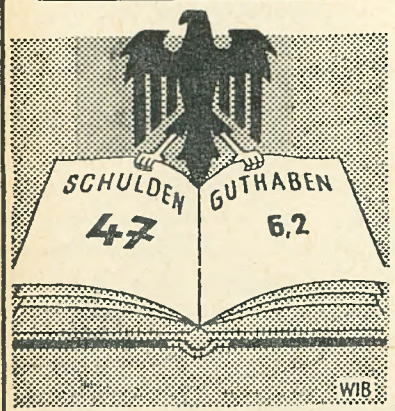
Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

Nachkriegshöchsterzeugung Okt. 1957 = 175 330 t

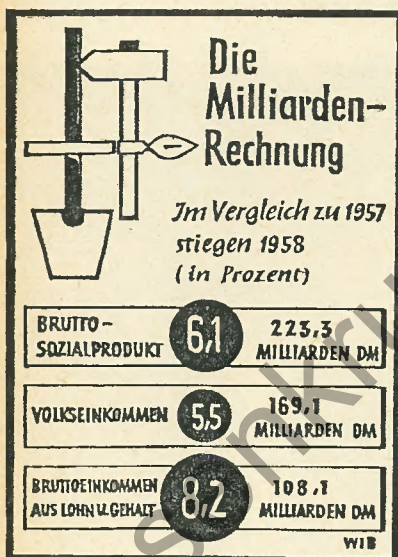
Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t

Soll und Haben DER STAATSKASSE

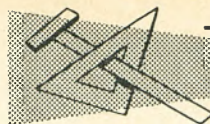
Bünd, Länder und Gemeinden
hatten Anfang 1959 (in Mrd. DM)



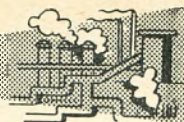
Fast achtmal soviel Mark Schulden wie in Guthaben festgelegte DM hatte Vater Staat Anfang dieses Jahres. Von den 47 Milliarden DM Schulden waren 9,5 Milliarden DM Auslandsschulden. Die öffentliche Schuldenlast stieg insgesamt im Vorjahr um 1,64 Milliarden DM. Zwar bietet wertbeständiges Eigentum des Bundes, der Länder und Gemeinden genügend Sicherheit, aber besonders den finanzschwächeren Gemeinden wird es nicht leichtgemacht, ihren Etat auszugleichen. Sie plädieren daher für neue Einnahmequellen.



Seit 1950 hat sich das Sozialprodukt der Bundesrepublik, der Wert der gesamten volkswirtschaftlichen Leistung, mehr als verdoppelt. Deutlich erweist sich daran die gewaltige Wiederaufbauleistung im westlichen Deutschland. Während das Sozialprodukt im ganzen Reich 1936 47,9 Milliarden RM betrug, kletterte es im vorigen Jahr in der Bundesrepublik auf 223,3 Milliarden DM (1950 97,2 Milliarden DM). Wie sich diese Milliarden-summe auf Volkseinkommen und Bruttoeinkommen aus Lohn und Gehalt verteilt, zeigt unser Schaubild. Für 1959 rechnet man mit einem weiteren Anstieg des Sozialprodukts auf etwa 234 Milliarden DM. Die Steigerungsrate war in den Jahren vor 1958 durchweg höher.



TECHNIK UND PRODUKTION



Die Weltstahlerzeugung 1958

Noch immer liegen die endgültigen Stahlerzeugungszahlen aus aller Welt nicht vor. Immerhin läßt sich folgendes sagen:

Die Rohstahlerzeugung der Welt war im Jahre 1958 mit rund 270 Millionen t die niedrigste seit vier Jahren. Gegenüber dem Vorjahr — 293 Mill. t — hat sie um 23 Mill. t oder rund 8 % abgenommen. An dem Rückgang waren durch den Einfluß der rückläufigen Marktlage nahezu alle großen Stahl Länder außerhalb des Ostblocks beteiligt. In der Montanunion ging die Stahlerzeugung von 59,9 Mill. t im Jahre 1957 auf 57,7 Mill. t im Jahre 1958 oder um 2,2 Mill. t (—3,7 %) zurück. In der Bundesrepublik war die Abnahme (—7 %) am stärksten. Den größten Anteil am Rückgang der Weltstahlerzeugung im Jahre 1958 trugen die USA. Hier dürfte die Erzeugung etwa 76 Mill. t erreichen; gegenüber 1957 (102,3 Mill. t) hat sie um rund 26 Mill. t oder rund 26 %, gegenüber der Höchsterzeugung im Jahre 1955 (106,2 Mill. t) um rund 30 Mill. t oder mehr als 28 % abgenommen. An der Weltstahlerzeugung waren die USA im vergangenen Jahr mit weniger als 30 % beteiligt gegen 35 % im Jahre 1957 und rund 40 % im Höchstleistungsjahr 1955. Auch in den meisten anderen westeuropäischen Ländern sowie in Japan und Kanada ist die Stahlerzeugung zurückgegangen. In Großbritannien erwartet man eine um etwa 10 % niedrigere Erzeugung als 1957 (22 Mill. t), also etwa 20 Mill. t, in Japan rechnet man mit etwa 10,5 (1957: 12,5) Mill. t.

Erheblich zugenommen hat die Stahlerzeugung in den Ostblockstaaten. Die Planziele der Sowjetunion, die nach wie vor an zweiter Stelle der Weltstahlerzeuger stehen, sehen für das Jahr 1958 eine Gewinnung von 53,6 Mill. t vor. Große Anstrengungen macht die VR China, die eine Verdoppelung ihrer Rohstahlproduktion (von 5,2 Mill. t 1957 auf 10,7 Mill. t 1958) erreichte. Zusammen mit den übrigen Ostblockstaaten (Polen, Tschechoslowakei, der Ostzone, Ungarn, Rumänien), in denen mit einer Gesamtstahlerzeugung von etwa 17 Mill. t zu rechnen ist, dürfte der Ostblock eine Stahlerzeugung von fast 80 Mill. t erreichen und damit sogar die Erzeugung der USA übertreffen.

Stahlkapazität wächst in den USA

Die Ausnutzungskapazität der nordamerikanischen Stahlindustrie ist im Jahre 1958 laut Eisen- und Stahlinstitut erneut gestiegen und hat sich somit innerhalb der letzten 12 Jahre ununterbrochen erhöht.

Auf Grund der neuen Produktionsanlagen, die während des Jahres 1958 geschaffen wurden, wird von der Industrie bei der Berechnung der Ausnutzungskapazität die neue theoretische Leistungsfähigkeit von 147 633 670 shorttons je Jahr zugrunde gelegt gegenüber 140 742 570 shorttons zu Beginn des Jahres 1958, so daß sie sich Anfang 1959 auf einem neuen Rekordstand bewegt.

Die neue Kapazität ist um 61 Prozent höher als die Ausnutzungskapazität bei Kriegsende. Sie bietet eine Spanne von über 30 Mill. shorttons gegenüber der größten Produktion der US-Eisen- und Stahlindustrie im Jahre 1955, in dem sich diese etwas über 117 Mill. shorttons bewegte. Auch hierbei liegen die Angaben des Instituts zugrunde. Die Produktion im Jahre 1958 wurde auf rund 85 Mill. shorttons geschätzt.

Ende der europäischen Wirtschaftsflaute

Die Industrieproduktion nahm in den meisten westeuropäischen Staaten 1958 nicht mehr zu, in einzelnen Ländern fiel sie sogar ab. Die einzige Ausnahme machte Jugoslawien mit einer rasch steigenden Industrieproduktion. Diese Feststellungen trifft der in Genf veröffentlichte Jahresbericht des UN-Wirtschaftsausschusses für Europa (ECE).

Auf Grund einer Reihe von Anzeichen glaubt die ECE, daß die Industrieproduktion in der Bundesrepublik, in Österreich, in Schweden und in den Niederlanden ihr 1958 eingestelltes Anwachsen in den kommenden Monaten wiederaufnehmen wird. Für Großbritannien wird dagegen bis zur Verabschiedung des Budgets noch eine gegenläufige Entwicklung vorausgesagt. In Frankreich werde es in erster Linie von der Art der zu erwartenden staatlichen Maßnahmen abhängen, ob das gegenwärtig verlangsamte Wirtschaftstempo wieder angekurbelt werden kann.



Ohne Luxemburg

Die Autorität der Hohen Behörde der Montanunion ist ganz offensichtlich im Schwinden begriffen. Die beiden größten Unionsstaaten haben sich gerade in diesen Tagen in für jedermann erkennbarer Weise über diese Autorität hinweggesetzt... Luxemburg wird einfach vor vollendete Tatsachen gestellt. Nach dem Kohlenzollbeschluss der Bundesregierung ist es jetzt... Frankreich, das seine Stahlpreise innerhalb der Montanunion von Land zu Land unterschiedlich erhöhen (will). Ein solches Verfahren ist an sich nach den Bestimmungen des Montanunionvertrages verboten... Aber es gibt eine Reihe juristischer Hintertüren... denn ein um neun Prozent teurer werdender französischer Stahl wäre auf dem westdeutschen Markt immer noch um ein Zehntel billiger als Ruhrstahl... Derartige „Geschäfte auf Gegenseitigkeit“ sind im Wirtschaftsleben nicht ungewöhnlich. Wer allerdings keinen genügenden Einfluß besitzt, sich einem solchen Geschäft anzuschließen, hat das Nachsehen. (Stuttgarter Zeitung)

An zweiter Stelle hinter den USA

Die Deutsche Bundesbank hat gegenwärtig einen Bestand von 26 Milliarden DM an Gold und Devisen... Mit dieser Währungsreserve steht die Bundesrepublik an zweiter Stelle hinter den Vereinigten Staaten. — Der „Devisenturm“ ist im wesentlichen das Ergebnis der deutschen Exportleistungen in den letzten Jahren... Diese Bestände... sind aber gleichzeitig ein Signal dafür, daß der Zeitpunkt gekommen ist, an dem Geld und Kapital an das Ausland exportiert werden müssen. (Die Welt)

Drei Soldaten-Generationen

Die Kriegsofferorganisationen sind empört. Wenn Bundesarbeitsminister Blank an seiner Gesetzesvorlage für die Kriegsofferversorgung festhält, wollen sie Fakelmärsche der Schwerbeschädigten vor den Bundeswehrkasernen und Protestkundgebungen in Bonn und in allen Landeshauptstädten veranstalten. Hauptursache der Erbitterung: Blank will nicht die Grundrenten, sondern nur die sogenannten Ausgleichsrenten erhöhen... Mit seinem Entwurf verbittert Bundesarbeits-

minister Blank drei Generationen von Soldaten, nämlich die Teilnehmer und Hinterbliebenen des ersten Weltkrieges, die des zweiten Weltkrieges und die Soldaten der Bundeswehr. So ist das Echo auf Blanks „Reformpläne“... Und zwar ist bei der Bundeswehr nicht nur der zwanzigjährige Aktive betroffen, sondern auch jeder ältere Staatsbürger in Uniform, der zu einer Übung eingezogen wird. — Ein Beispiel, das hart, aber wahr ist: Der Soldat der Bundeswehr, der im Dienst seinen Oberschenkel einbüßt und dessen Erwerbsfähigkeit dadurch um 70 Prozent vermindert wird, hat Anspruch auf sage und schreibe 80 DM Grundrente im Monat. Die Ausgleichsrente erhält er nur dann, wenn er nicht in der Lage ist, noch weiterhin Geld zu verdienen... Wenn derselbe Bundeswehrsoldat nicht bei Ausübung des eigentlichen Wehrdienstes, sondern z. B. bei der Erntearbeit, zu der er von seiner Truppe abkommandiert worden ist, verunglückt, so bekommt er nicht eine Versorgungs-, sondern eine Unfallrente... (von) 210 DM im Monat, wenn sein Arbeitseinkommen im Zivilleben beispielsweise 450 DM betragen hat. Die 210 DM erhält er ungekürzt... Die Ungleichheit zwischen Kriegsoffer- und Unfallrenten ist nach Ansicht der Kriegsofferverbände nicht nur ungerecht, sie verdirbt auch die Arbeitsmoral... Blank erzieht also zur Drückebergerei, so sagen die Kriegsofferverbände. Er macht die Ausgleichsrente besonders begehrt... Besondere Schwierigkeiten wird Minister Blank noch mit den Kriegsoffern des Saargebietes haben. Hier liegt nämlich schon heute das Schwerkergewicht nicht auf den Ausgleichs-, sondern umgekehrt auf den Grundrenten. (Neue Ruhr-Zeitung)

Überhöhte Aufwendungen

Die Aufwendungen für den Grundbedarf, d. h. für die Ernährungs- und Wohnungskosten, sind in der Bundesrepublik überdurchschnittlich hoch. Auch der Anteil der durchschnittlichen Wohnungskosten am Durchschnittseinkommen ist in der Bundesrepublik höher als in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft — eine Ausnahme machen nur Belgien und Luxemburg. Sie sind höher als in den skandinavischen Ländern und, auf die Wohnungsgröße (Zimmerzahl) bezogen, höher als in England bzw. ebenso hoch wie in den USA. Dabei ist zu beachten, daß die Amerikaner für qualitativ wertvollere Nahrung und für die Nutzung doppelt so großer Wohnflächen insgesamt nur etwa 39 Prozent ihrer Einkommen aufwenden, während in der Bundesrepublik für einen geringeren Gegenwert etwa 40 Prozent aufzuwenden sind.

(Blick in die Wirtschaft)

Die Kehrseite des Wirtschaftswunders

Die Landesversicherungsanstalt Württemberg, bei der etwa 1,4 Millionen Erwerbstätige versichert sind, stellte fest, daß 68 Prozent der Männer und 75,7 Prozent der Frauen wegen Berufs- und Erwerbsunfähigkeit im Durchschnitt um 10 Jahre zu früh aus dem Arbeitsprozeß ausscheiden müssen. In den Jahren vor 1950 lag der Prozentsatz der Frühinvalidität bei den Versicherten der gleichen Gesellschaft noch etwa bei 50 Prozent. Diese Tatsachen müssen neben den Meldungen über steigende Produktivitätsrate und erhöhtes Volkseinkommen auch beachtet werden. Was nützt eine Wirtschaftsblüte, die mit dem Raubbau am Menschen bezahlt wird? Wo bleibt jene Bilanz, in der auf der einen Seite das angehäuften Nationaleinkommen, auf der anderen aber all das Elend, der Jammer, die enttäuschten Lebenserwartungen, die gesundheitlichen und seelischen Schäden stehen, welche das forsche Tempo, die Antreiber- und Ausnützungsmethoden im Gefolge haben? Der Kampf der Gewerkschaften um bessere Lohnverhältnisse und kürzere Arbeitszeit ist zugleich auch ein Kampf um die Erhaltung des kostbarsten Gutes der Nation: der körperlichen und geistigen Gesundheit des Volkes, die von Generationen zu Generationen weitergegeben wird.

(Blick in die Wirtschaft)

Die mitteldeutsche Industrie wächst

Die Einbeziehung der mitteldeutschen Wirtschaft in den Ostblock hat im vergangenen Jahr erhebliche Fortschritte gemacht. Wie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung feststellt, ist unverkennbar, daß den westeuropäischen Integrationsbemühungen durchaus erfolgreiche Anstrengungen des Ostblocks gegenüberstehen. Im Gegensatz zur westeuropäischen Politik soll das Integrationsziel des Ostblocks entscheidend durch das Mittel der Spezialisierung verwirklicht werden... Die Investitionstätigkeit in der Industrie hat schon jetzt in der Ostzone zu Strukturverschiebungen gegenüber der Vorkriegszeit geführt, die sich in der Zukunft fortsetzen wird. Gemessen am gesamten Produktions- und Lieferwert der Wirtschaft hat die mitteldeutsche Industrie heute eine größere Bedeutung als vor dem Krieg. Durch die hohen Investitionen im Grundstoff- und Produktionsgüterbereich vollzieht sich nicht nur eine Angleichung an die Struktur der westdeutschen Industrie, sondern es ergibt sich, wie das Institut betont, auch eine Strukturangleichung an alle hochindustrialisierten Länder der Erde.

(Handelsblatt)



Am deutschen Wesen . . .

Da las ich in der „Allgemeinen Sonntagszeitung“ einen beachtlichen Artikel, um dessen Abdruck ich um so mehr bitte, als auch bei uns oftmals so ähnlich dämlich gequatscht wird.

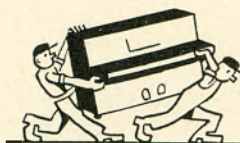
Eine amerikanische Rakete und eine russische Rakete treffen sich im Weltraum. Fragt die Amerikanerin: „How are you?“ Antwortet die Russin: „Quatsch nicht so blöd daher, hier können wir ja deutsch reden!“ Man muß schon ziemlich viele Helle hinter die Binde gegossen haben, bevor man über diesen „Witz“ lachen kann, und selbst dann zeugt das noch von einer gehörigen Portion Borniertheit. So witzeln die gleichen Leute, die seit hundert Jahren die Welt am deutschen Wesen genesen lassen wollen, wenn sie nicht gar zu den „Herrenmenschen“ von einst gehören. Jedem Vernünftigen gehen diese leider nicht aussterbenden Zeitgenossen arg auf die Nerven. Nun ist Dummheit an sich Privatsache. Gemeingefährlich wird sie, wenn sie, wie im Falle des „Raketen-Witzes“, in politische Überheblichkeit ausartet.

Natürlich haben sich die Russen und die Amerikaner nach 1945 angeschaut, was die Konstrukteure der V 1 und V 2 geleistet hatten und was sich an Plänen in ihren Schreibtischschubladen fand. Zweifelloso war die deutsche Raketentechnik bei Kriegsende führend in der Welt. Die Russen registrierten das weit aufmerksamer als die Amerikaner, und während man jenseits des Großen Teiches noch jahrelang schlief, bestenfalls mit unzureichenden Mitteln neben- und gegeneinander experimentierte, arbeiteten die Russen sehr zielbewußt. Deutsche Techniker standen ihnen dabei ebenso zur Seite wie den Amerikanern. Zum Teil arbeiten deutsche Wissenschaftler und Ingenieure, inzwischen naturalisiert, noch heute in der Raketenforschung der USA.

Jede Entdeckung, jede wissenschaftliche Erkenntnis, jede technische Neuerung sind heute das Ergebnis internationaler Gemeinschaftsarbeit. Ohne die Vorarbeiten des Briten Lord Rutherford, des Dänen Niels Bohr, des französischen Ehepaares Curie wäre den Deutschen Max Planck,

Lise Meitner und Otto Hahn — um nur einige Namen zu nennen — nicht die Kernspaltung gelungen. (Darauf hat kürzlich Prof. Hahn in einem Fernsehinterview ausdrücklich verwiesen. Die Red.) Tausende von Wissenschaftlern und Technikern in aller Welt mußten noch Jahre weiterforschen und experimentieren, bis

die praktische Nutzenanwendung der Hahnschen Entdeckung, sei es in der Atom-bombe, sei es im Atomkraftwerk, möglich war. Wer also hat die Atomenergie entdeckt? So ist es auf allen Gebieten. Nur der Dummkopf wirft sich prahlend in die Brust und schreit: Schaut her, was wir geleistet haben! Erich S.



Wohnungs-Tausch



Biete: 3 Zimmer, 34 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Werkswohnung Kaiserstuhl, Miete 38 DM.

Suche: 3½ Zimmer und Bad, Miete bis 80 DM. (387)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, werksgebundene Wohnung, Miete 52 DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Etagenwohnung, Miete bis 100 DM. (388)

Biete: 2 Zimmer, 48 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Altbau, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 30 DM.

Suche: 2 bis 3 Zimmer am Stadtrand, Miete bis 40 DM. (389)

Biete: 2½ Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Parterre, Altbau, Privatwohng., Miete 41 DM.

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 60 DM. (390)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische, 48 qm, mit Bad, Neubau, III. Etage, Werkswohnung Kaiserstuhl, Miete 53 DM.

Suche: 2 bis 3 kleine Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 40 DM. (391)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Neubau, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 32 DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Parterre oder I. Etage, Miete bis 50 DM. (392)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische, 32 qm, Bad und Balkon, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 59 DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer mit Bad, auch im Vorort, Miete bis 60 DM. (393)

Biete: 2 Zimmer, 34 qm, abgeschlossen, Altbau, II. Etage, werksgebundene Wohnung, Miete 35 DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60 DM. (394)

Biete: 3½ Zimmer, 56 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, Werkswohnung, Miete 75 DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, nur Privatwohnung, Miete bis 60 DM. (395)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit nicht eingerichteten Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 34 DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 50 DM. (396)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, mit Toilette, III. Etage, Privatwohnung, Miete 39 DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 70 DM. (397)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad, Speisekammer, 2 Keller, Neubau, Privatwohnung, Part., Miete 41 DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 50 DM. (398)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, mit Bad und Abstellraum, Neubau, Parterre, Miete 49 DM.

Suche: 2 Zimmer mit Kochnische, Miete bis 40 DM. (399)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, III. Etage, Altbau, Privatwohng., Miete 27 DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 60 DM. (400)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad und Abstellraum, Parterre, Werkswohnung, Miete 37 DM.

Suche: 2½ Zimmer, möglichst mit Bad und Balkon, Miete bis 70 DM. (401)

Biete: 2 Zimmer, 55 qm, mit Bad und Balkon, I. Etage, Altbau (am Kappenberger See), Miete 35 DM.

Suche: 2 bis 3 Zimmer, evtl. mit Kochnische, Miete bis 55 DM. (402)

Biete: 2 große Zimmer, mit Bad, Neubau, Parterre, Miete 32 DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, auch im Vorort, Miete bis 40 DM. (403)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße Nr. 119, Werkruf 41 16 (Frl. Ortensmeyer).

Der tüchtige und zuverlässige Arbeiter trägt stets zweckmäßige Arbeitskleidung!



Wie helfe ich meinem Mann?

Vor einiger Zeit lief hier ein amerikanischer Film, der den Einfluß der Frauen auf die Stellung ihrer Männer im wirtschaftlichen Leben zum Thema hatte. Es sollte eine hohe Position in einem großen Unternehmen neu besetzt werden, und die drei Aspiranten, die auf Grund ihrer Fähigkeiten in die engste Wahl gekommen waren, wurden von der Firma zusammen mit ihren Ehefrauen für einige Tage eingeladen, um nach allen Regeln der Kunst „aufs Korn genommen“ zu werden. Und derjenige, dessen Frau den günstigsten Eindruck hinterließ, bekam schließlich die Stelle.

Nun ist es natürlich weder in Amerika noch bei uns so, daß Neubesetzungen wichtiger Stellen nach diesem Gesichtspunkt vorgenommen werden. Aber auch in Deutschland haben bereits Psychologen Untersuchungen darüber angestellt, in welchem Maße sich die häuslichen und familiären Verhältnisse auf die Arbeitsfähigkeit des Mannes auswirken, und dabei haben sie festgestellt, daß in der Regel diejenigen Männer sich auf ihrem Arbeitsplatz am tüchtigsten und ausgeglichtesten zeigen, die ein glückliches, harmonisches Familienleben führen und nach des Tages Last und Mühe daheim eine friedliche und erholsame Atmosphäre vorfinden. Viele Firmen ziehen daher Erkundigungen über die privaten Verhältnisse eines Bewerbers ein, ehe sie über die Einstellung entscheiden, was nach dem Vorhergesagten durchaus nicht als Schnüffelei aufzufassen ist.

Ehefrauen und Müttern berufstätiger Kinder fällt also vom Betrieb her gesehen eine wichtige Aufgabe zu. Sie sollen durch ihr stilles Wirken zu Hause Männern und Kindern einen festen Halt in der Familie und durch Anerkennung ihrer Leistungen und Zufriedenheit mit dem, was sie schaffen, ihnen die innere Sicherheit geben, die sie brauchen, um sich im Berufsleben selbstsicher zu behaupten.

Natürlich gehört es zu den ersten Pflichten der Hausfrau, über den Gesundheitszustand ihres Mannes zu wachen, ihn gut, aber nicht zu gut zu ernähren, sein Heim in Ordnung zu halten und ihm einen entspannenden Feierabend und ein geruhames Wochenende zu bereiten, ihn möglichst selten mit den eigenen häuslichen Kümernissen zu belasten und Unannehmlichkeiten soweit es geht von ihm fernzuhalten. Ebenso wichtig aber für das seelische Wohl und eine gleichbleibende Schaffensfreude des Mannes ist es, daß die Hausfrau ihre eigenen Ansprüche im Rahmen hält und den Mann nicht durch übertriebene Wünsche und unangemessenen Aufwand dazu veranlaßt, möglichst viele Überstunden zu machen oder am Wochenende noch ein wenig „nebenher“ zu verdienen.

In Amerika ist bereits eine ganze Bewegung unter dem Motto „Wie helfe ich meinem Mann?“ aus dem Bestreben der Hausfrauen entstanden, dem Ernährer der Familien eine wirkliche Stütze zu sein. Und die Betriebe unterstützen freudig diese Bewegung, indem sie die Frauen in Form von Berichten und regelmäßigen Zusammenkünften am Betriebsleben teilnehmen lassen. Durch entsprechende Publikationen in Tageszeitungen und Frauenzeitschriften werden den Frauen darüber hinaus Anregungen gegeben, was ihnen neben den traditionellen Aufgaben einer Hausfrau zu tun übrigbleibt, um dem Mann zu einer erfolgreichen Laufbahn zu verhelfen. Danach sollen sie nie aufhören, sich selbst weiterzubilden, um in die steigende soziale Stellung des Mannes mit hineinwachsen zu können. Sie sollen ihre Kenntnisse über die Leistungen seines Betriebes auf dem laufenden halten, sich modisch und geschmacklich so orientieren, daß sie neben dem Mann bestehen können, auch dann, wenn er auf Grund seiner Tüchtigkeit ins Licht der Öffentlichkeit gestellt wird und in eine gehobene gesellschaftliche Sphäre aufrückt. Und sie sollen sich mit den Frauen der Kollegen und Vorgesetzten stets auf guten, wenn auch nicht unbedingt auf vertraulichen Fuß stellen. Wenn es der Frau gelingt, mit dem Mann Schritt zu halten und ihm jederzeit und in jeder Stellung eine ebenso kluge und verständnisvolle wie besorgte Lebenskameradin zu bleiben, die auch in ihrer äußeren Erscheinung für ihren Mann wirbt, so ist dies der beste Boden, auf dem Arbeitswillen und Lebensfreude gedeihen.

„Weißt du noch, damals . . .“

Mit unserem Familiensinn soll ja heutzutage nicht mehr viel los sein, sagen die Meinungsforscher. Und das mag auch stimmen. Aber hin und wieder finden doch auch in unserer gebrechlichen Gesellschaft noch einmal größere Familienzusammenkünfte statt, und bei solchen Festivitäten offenbart sich dann ein Restbestand von Gemeinsamkeit, der offenbar nicht auszurotten ist: die Familien-Anekdoten.

Familien-Anekdoten zeichnen sich dadurch aus, daß sie fast nie komisch sind, aber dennoch bei allen, die sie kennen, über Jahrzehnte hinaus immer wieder brüllende Heiterkeit erregen. „Weißt du noch, damals . . .“, so fangen sie alle an, und dann folgt die Geschichte von der Fahrt nach Travemünde, als Opa aus Versehen Benzin in den Kühler des neuen Autos schüttete, oder die Story von Klein-Wolfgang, der zu Muttis Persianer „Wau-Wau“ sagte. Alle, die dabei waren, schüttelt es förmlich vor Lachen, und in der Tat mögen ja Situationen solcher Art recht lustig sein. Dumm ist es nur, wenn man nicht dabeigewesen ist.

Da sitzen dann also

die angeheirateten Mitglieder

der Sippe und setzen ein mokantes Lächeln auf. Nicht selten rotten sie sich auch zusammen, wie sich halt Ausgestoßene zusammenrotten, und fangen an, sich handfeste Witze zu erzählen, damit sie auch mal lachen können. Junge Leute, Brautleute oder ähnliche, die zum ersten Male einen Kaffeeklatsch bei Tante Emma mitmachen, lassen sich oft törichterweise verleiten, nun ihrerseits Familien-Anekdoten zum besten zu geben. Aber nur zu bald werden sie die Feststellung machen, daß kein Mensch darüber lacht, oder doch höchstens aus Höflichkeit.

Der Neuigkeitswert der fremden Anekdoten fällt überhaupt nicht ins Gewicht vor der ewig jungen Erinnerung an das Selbsterlebte. Traurig streicht der Angeheiratete seine Segel, und wenn er geschicht ist, so stellt er sich darauf ein, daß er nun für den Rest seines Lebens bei Tante Emma

immer wieder die alten Geschichten

wird vorgesetzt bekommen. Denn das ist ja das Erstaunliche an ihnen, daß sie frühestens mit Tante Emma und spätestens mit dem jungen Partner des Angeheirateten aussterben werden. Tröstlich an der Sache ist allein, daß die jungen Leute ja nun selbst demnächst in den Stand der Ehe treten werden und damit auch ihrerseits den Nährboden schaffen können für neue, unsterblich komische Familien-Anekdoten.



„Mutter hat nie Zeit für mich!“

ruft ein Kind. Das ist eine erschütternde Anklage unserer Zeit, die zum Nachdenken zwingt. Fragen wir uns selbst einmal: „Haben wir Zeit für unsere Kinder, befassen wir uns in Ruhe mit ihren kleinen Leiden oder Freuden? Haben wir überhaupt Zeit, sie ernst zu nehmen und ihnen aufrichtig und andächtig zuzuhören?“

„Ach“, wird man sagen, „wer hat heute denn noch Zeit, wo alles im Galopp und Tempo geht? Wer heute in diesem Tempo nicht mitmacht, kommt im Leben nicht mehr zurecht und trägt den Schaden davon.“ Das alles mag möglich sein, aber den wirklichen Schaden tragen leider — die eigenen Kinder. Sind wir nicht alle, ob jung oder alt, mit eingespannt in alle Hast und Unruhe, die uns umgibt? Schaffen wir nicht von früh bis spät, ja bis in die Nacht hinein, und werden doch — nie fertig? Welche Hetze schon am frühen Morgen, wenn Mann und Kinder versorgt werden müssen für Arbeit und Schule oder Kindergarten. Und wie schnell ist der Vormittag vergangen, und alle stehen wieder da und warten auf ihr Mittagessen?

Dann setzt wie auf Kommando

die „viele Frager!“

ein und folgen die tausenderlei Wünsche der Kinder, die der Mutter den Kopf heiß machen. Und Mutter ist froh, wenn die Tischzeit vorüber ist und die Kinder im Hof spielen, oder halten ihr Mittagschläfchen. Am Abend wartet dann die gesamte Familie schon wieder von neuem auf die Mutter, die kleinen und großen Mäuler wollen gestopft werden. Damit ist aber noch kein Ende. Die Kleinsten, die auf dem Hof gespielt haben, waren „Räuber und Banditen“. Hier und da ist die Kleidung zerrissen, ein Absatz ist vom Schuh gerissen, irgendwo ging eine Fensterscheibe beim Ballwerfen entzwei, die wieder bezahlt werden muß, und die Kleidung ist auch derart beschmutzt, daß sie gewaschen werden muß.

Und liegen die Kinder zu Bett, dann setzt sich die Mutter für einige Minuten erst auf den Stuhl, sie ist abgespannt, ihre Kraft ist verbraucht. Länger als ein paar Minuten darf die Pause aber nicht sein, denn da liegen die zerrissenen Hosen, Strümpfe, und auch der Vater hat auf dem Hacken des Strumpfes ein großes Loch.

„Ich weiß wirklich nicht mehr, wo ich noch die Zeit hernehmen soll“, sagt die Mutter. Und dabei ist sie täglich die erste, die auf

den Beinen ist. Und sie ist auch die letzte, die ins Bett kommt, weil ihr einfach die Stopfnadel aus der Hand gefallen ist. Sie ist „fertig“ für heute, sagt sie, und jeder weiß, was sie damit meint. Das ist der

Stoßseufzer einer Mutter,

die den ganzen Tag zu Hause ist und doch nie fertig wird, und auch nie Zeit zur Unterhaltung für ihre Kinder findet. Aber wie sieht es nun bei den Müttern aus, die stundenweise oder den ganzen Tag draußen den Lebensunterhalt für die Familie verdienen müssen?

Es ist allen Müttern selbstverständlich, daß die kleinsten Kinder die sorgfältigste Pflege benötigen. Und die Mütter trösten sich denn auch damit: „Na, wenn unsere Hannelore erst größer und älter wird, macht sie uns auch nicht mehr so viel Arbeit, dann habe ich mehr Zeit.“ Nun, man hofft, daß das Kind älter und damit vernünftiger wird. Aber nun stellt sich eine neue Plage ein. Das kleine Plappermäulchen steht den ganzen Tag über nicht mehr still. Alles will das Kind wissen, und seine Fragen „warum, warum“ hören den ganzen Tag nicht mehr auf. Da reißt leicht oft der Geduldsfaden, und mürrisch verbietet die Mutter die dauernde Fragererei. Oftmals kann solch ein Verbot notwendig und heilsam sein. Aber kann da nicht auch etwas zerbrochen werden im Vertrauensverhältnis des Kindes zur Mutter? Das Kind fragt letzten Endes ja nicht nur um zu fragen, es wird vielmehr innerlich dazu getrieben, nach einer Erklärung zu suchen für alles, was es noch nicht versteht in der Welt rings um sich her, und seine Fragen werden mit dem Wachsen des Körpers und des kleinen Geistes immer dringender und ernster.

Aber zur Mutter kann es mit seinen Fragen nicht kommen, die hat ja keine Zeit.

„Laß mich zufrieden, Kind,

ich habe wirklich keine Zeit!“ Wie oft müssen die Kinder das hören? Wen aber soll das kleine Kind denn fragen, wenn man noch nicht weiß, woher das kleine Schwesterchen gekommen ist, das plötzlich über Nacht im Körbchen lag?

Kinder, die nie oder selten eine Antwort auf ihre Fragen erhalten, sind wirklich allein gelassen, sie verkümmern. Solche Kinder werden verschlossen, und man weiß nicht, inwieweit auch ihre Seelen Schaden nehmen. Aus ihren Nöten kann sie niemand befreien. Sie werden mutlos, mißtrauisch und egoistisch.

Dann kommt die Zeit, in der ein wichtiges Ereignis eintritt. Die Kinder kommen zur Schule. Der erste Tag bringt eine große Zuckertüte mit sich, und das ist das Wichtigste an diesem Tag. Mutter ist heute ausnahmsweise gut aufgelegt und hört einige Augenblicke zu, was das Kind alles erlebt und zu berichten hat. Am zweiten Tage aber sagt die Mutter schon wieder: „Sei still, Kind,

du weißt doch, ich habe keine Zeit zum Zuhören. Mutti muß was tun!“ Und das mitteiltsame, vertrauende Kind verlernt es langsam, Mutter an seinen Erlebnissen teilnehmen zu lassen. Es beginnt, erst etwas schüchtern, dann aber bestimmter und unbedenklicher, seinen eigenen Weg zu gehen und sich bei anderen Schulkameraden oder Erwachsenen

die notwendigen Antworten

zu holen, die Mutter ihm immer vorenthält. Ist es dann erst älter, fällt es auch gar nicht weiter auf, daß man mit Freunden heimlich ins verbotene Kino geht, wo ein spannender Kriminalschmöker gespielt wird. Das Geld hat man sich dazu „geliehen“, und die Mutter merkt nicht, daß sich das Kind immer mehr vom Elternhause entfernt. Zu Hause ist es nämlich viel zu langweilig geworden, keiner nimmt Notiz vom anderen, und jeder geht seine eigenen Wege.

Eines Tages aber gibt es dann Schimpfe und Strafe, weil die Eltern nicht mit dem einverstanden waren, was man tat. Daß sie aber selbst die Schuld tragen, war ihnen bislang noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Was soll man tun, klagen solche Mütter, daß ihre Kinder sich nichts mehr sagen lassen. Kann man in heutiger Zeit überhaupt noch Kinder richtig erziehen?

Ja, das kann man, aber wahre und rechte Erziehung ist eine Kunst, und es ist eine Gnade Gottes, wenn aus den Kindern trotz der elterlichen eigenen Erziehungsfehler etwas Ordentliches wird. Und diese Gnade Gottes ist gleichzeitig eine Gabe, aus der eine Aufgabe wird, eine Verantwortung und Verpflichtung den Kindern gegenüber. Das Wichtigste aber ist, damit die Kinder nicht entgleiten, sich Zeit zu lassen für sie. Darum darf der Ruf nicht ungehört verhallen:

„Habt mehr Zeit für eure Kinder!“

Die Selbstvorwürfe kommen oft zu spät, wenn die Kinder der elterlichen Hand entglitten sind und eigene, verbotene Wege gehen. Das Vertrauen der Kinder muß gehütet werden, zerstörtes Vertrauen ist sehr schwer zu heilen. An erster Stelle muß die Sorge für Leib und Seele der Kinder und des Mannes stehen, selbst wenn die „gute Stube“ einmal nicht geputzt wird. Die Kinder selbst müssen sich beizeiten daran gewöhnen, kleine Hilfeleistungen ohne irgendwelche Belohnung im Hause mit zu übernehmen zum Wohle aller Familienmitglieder.

Der Sonntag muß so gestaltet werden, daß die Kinder es spüren, daß es ein „Sonnen-Tag“ ist. Ein solcher Tag soll besonders harmonisch und in Eintracht verlaufen. Er soll Ruhe, Bequemlichkeit und Feierstimmung ausstrahlen, damit sich die Kinder die ganze Woche über schon wieder auf den nächsten Sonntag freuen dürfen.

Paul Liebert

Otto Wohlgemuth

75 Jahre

Er ist keiner von uns — wenn wir von unserer Mitarbeiterschaft sprechen. Und doch gehört er uns, der große Dichter der Arbeit, der am 30. März 75 Jahre alt wird. Vor allem die Alten unter uns kennen ihn, kennen seine aufrüttelnden Verse, die sein Sehen und Erleben schilderten: die Umwelt und das Schaffen, das Denken, Sehnen und Wollen der Arbeiterschaft, vor allem der Kumpel.

Man liest ihn heute nicht mehr viel. Und das ist schade. Otto Wohlgemuth ist nicht nur ein beständiger Bestandteil der Arbeiterdichtung — man kann einfach die Geschichte der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung nicht betrachten, ohne die Bücher Wohlgemuths zu lesen. Gerade auch die Jüngeren sollten nach ihnen greifen, denn seine Bücher sind und bleiben gute und gültige Aussagen:

Gedichte (1908).

Neue Gedichte (1909).

Du bist das Land. Dichtungen (1916).

Schlagende Wetter. Erzählungen (1922).
Glück auf! Allerlei vom Bergmannsleben (1927).

Volk, ich breche deine Kohlen. Erzählungen (1936).

Aus der Tiefe. Gedichte (1937).

Hacke und Meterstock. Erzählungen (1942).

Eine seltsame Nacht. Erzählungen (1949).
Des Ruhrlandes Rauch. Gedichte (1950).
Im Stollen. Erzählungen (1950).
Aus seinen Gedichten (1954).
Lieder eines Ruhrkohlenbergmanns (1956).

Wir haben Otto Wohlgemuth in seinem Heim — fernab vom Revier, dem seine ganze Liebe gehört — besucht und mit ihm über sein Leben und Erleben geplaudert. Und er schilderte uns:

In das Zuhause-Daheim eines armen, westfälischen Kohlenbergmanns an der Ruhr war das Los meines Lebens gefallen. Hattingen ist eine alte Stadt mit krummen Gassen und flieder- und holunderüberwucherten Wehrmauern aus dem Mittelalter. Mit engen Winkeln, traulichen Hinterhöfen, stattlichen Bürgerhäusern, Kramläden, Erkern und vorgekragten Schaukästen. Mit geranien-geschmückten Paradenfenstern, lustigen Dachreitern, versteckten Gärtchen hinter beschnittenen Weißdorn- und Taxushecken. Ausgetreten sind die Gehsteige und Umgänge beim würdigen Rathaus, an dem, zum Untermarkt hin, dicht unter der eingekerbten Jahreszahl 1557, die mächtige, eiserne Waage der Gerechtigkeit hing. Dies war meine Heimatstadt, in der dem Knaben so mancher wackere Mann, manch gute, treffliche Frau und Hausmutter in die Erscheinung traten.

Ich denke daran, wie einmalig schön das Erwachen der Empfindsamkeit des kindlichen Herzens ist. Das Verstehenlernen und Hinzugewinnen überlieferter Weis-tümer der menschlichen Gedanken und Erfahrungen. Die Vertrautheit der Muttersprache im Liede, im Märchen, in der Sage.

Ein bergmännisch Wiegenlied, wie es mir wohl meine Mutter gesungen haben mag:

De Klock singt: Fierowend.
Nu bliewt de Förderung stohn.
De Biärglü föhrt te Dage ut,
se wöllt no Huse gohn.
De Zechenlokomotive
dröümt längst in ehre Schür.
De Wächter an de Hängebank
wärmt sick am Owwensfür.
Dat swarte Pumpenwater
plunscht in de Butengicht.
De Förderkorw, dat Haspelsäil,
de häwt nu alle Schicht.
De Nacht, de seggt ganz ruhig:
Nu slopt mä gau, gun Nacht.
De Stollenpärre slopt sogar
im Felsenstall, im Schacht.

Jetzt pickt vör Ort de Zwerge
sick heemlich Silber ut.
Keen Awbauschuß knallt mä im Flöz,
de Steiger es all rut.
Am Reck de Wetterlampen
hangt still, de häwt nu Rauh.
De Moon stäiht houge öwwern Schacht
un kniept äin Ouge tau.

Dat Schüppelrad im Windhus,
wat dat so sust un summt,
dat dorvan unnen im Gesenk
de Wetterscheide brummt.
Hör mol, eck hör wat raupen —
we wäit, wat dat bedüdt?
De Damp stiegt op, de Klingel klingt
ganz deip, ganz deip im Pütt.

Bei der reformierten Kirche in Krämersdorf, in der ich getauft worden war, wohnte gleich rechts neben der Kirchentür in einem ganz kleinen Hauswinkeln der weißhaarige, langbärtige Judenvater Hendrik Salomon, der stadtbekannte Dienst- und Botenmann. Es mochten ihn alle gern. Wie ein Prophet aus dem alten Bunde sah er aus. Wenn die Glocken läuteten und die Gläubigen zum Hauptgottesdienst in die offene Turmtür eintraten, saß er meist mit seiner langen, brennenden Tabakspfeife zusammengeduckt im weidengeflochtenen Sorgenstuhl dort im dämmrigen Winkel, sein Haupt nachdenklich an die Wand der Kirchmauer gelehnt, so als lausche er dem Gesang der Orgel drinnen nach.

Mitten in der Stadt stand die alte St.-Georgs-Kirche, romanischer Bauart, mit dem krummen Turmhelm. Aus dem Gewirr der Gassen auf dem erhöhten Kirchplatz stracks hinanstrebbend, ist sie das ehrwürdige Wahrzeichen der ehemaligen Hansafeste. Dort bei ihr, in dem schattigen Raum, den die grünen Kronen der Linden überwölben, über den eingeebneten Gräbern aus vergangenen Jahrhunderten, zwischen dem Gotteshaus und den Bürgerhäusern ringsherum, war unser Spielplatz. Schmale Treppendurchbrüche führten von den tieferliegenden Straßen hinan. Kein Pferdewagen, kein Hü und kein Hott, nicht einmal der Eselskarren eines Milchbauern störte uns hier.

Vom Steinhagentor ins Freie, weiter die Straße hinaus, träumte dort oben der Hain der hohen Ulmen, Rüstern und Tujabäume auf dem Hügel, in dessen Erde die Toten, die Ahnen schliefen. Wenn man den Weg aufwärts stieg, sah man schon von weitem ein hohes Marmorkreuz vor den dunklen Büschen über der Mauer aufragen. Das Tor stand auf.

Grüne Dämmerung lud ein. Auf eichenen Holzkreuzen, graugewordenen Grabplatten aus Ruhrsandstein verwitterten die Namen der bürgerlichen Geschlechter und der Bergmannsfamilien.

Und die Wälder auf den Bergen ringsum. Wie viele Wege und Pfade ziehen sich durch stille Forste, Tannenschläge und Laubgehänge. Rinnsale und Quellen tropfen und murmeln aus Spalten, Senken und verwitterten, buschigen Mulden zu Tale nieder. Stille Waldwiesen sonnten sich. Felsklippen ragten hoch. Alte, eichenumstandene Bauernhöfe, Bergmannskotten, einsam vor dem Winde, vor Jahrhunderten in die Wälder hineingerodet, liegen dort oben in den Ruhrbergen. An die eingesunkenen Pingenkuhlen in den Schluchten und Hügelhalden denke ich. Vom Bergbau der Vorfahren erzählen sie. Von Ruthengängern, Schürfern und Bauerngewerken. Vom bergmännischen Fleiß. Verfallene Mundlöcher talsöhliger Stollenbergwerke gähnen, noch offen, unterm Dickicht im verwilderten Gerausche.

Dem Händler gut Kauf.
Dem Bauern reiche Tracht.
Dem Bergmann Glück auf
in finsterer Nacht.
Daß der Pickel gut einschlag,
das wünschen wir am Palmsonntag
(1642)

steht im Gewölbeschlussstein des „Markusstollens“ eingemeißelt. Oft war ich dort. Seitlich, unter Baumwurzeln, in einer Steintasche geborgen, hatte ein Rotschwänzchenpaar sein Nest. Heute ist das felsige Gesenk dort verfallen.

Bergmusikant war mein Vater, Tambour, Tenorhornbläser, Flötist, Paukenist — und den großen, dicken Kontrabaß, den spielte er auch. Stolz war ich darauf, daß ich solch einen Vater hatte. Der betretene Bergmannskittel mit den goldgekordelten Schwalbennestern hing im Spind. Hinter den Kleidern in der Ecke stand der Knappendegen, den Vater bei Trauerbegängnissen und Aufzügen trug, seit er seinen Kameraden der Kapellmeister war. Im Kasten auf der Kommode lagen die Versteinerungen und die schönen Kristalle, die Vater drunten im Schacht in den Flözen und in den Gesteinsbänken gefunden und heimgebracht hatte. In einem durchsichtigen, blanken Quarzkegelnest brach sich der Sonnenstrahl, wenn man ihn darauf scheinen ließ, in allen Regenbogenfarben. Auf grauen Schiefersteinbrocken spürte ich mit meinen Fingern den zierlichen, versteinerten Blättern des



Otto Woblgemuth erzählt aus seinem Leben

„Weißt du, Hannes, manchmal habe ich mich gefragt, soll ich meine Hauptarbeit auf das Malen und Radieren — oder auf das Dichten legen. Nun, ich blieb doch (meist) beim Dichten. Aber da muß ich dir erzählen . . .“

Woblgemuth legt jetzt die letzte Hand an seine neuen Bücher „Aus der Tiefe“ (Gedichte) und „Mensch in der Erde“ (Prosaband), denen wir — Otto Woblgemuth las uns ihnen vor — den ihnen gebührenden Erfolg wünschen

Sigillarienbaums und der Farnwedel nach. „Schau, Junge, denk dir das einmal aus. Aber nein, ausdenken wirst du das nie. Ich vermag das auch nicht. Vor Millionen und millionenlangen Jahren sind die mächtigen verschütteten Urwälder in den Felstiefen zermodert und zu Steinkohlen verwandelt worden. Heute schaffen wir Bergleute diese Kohlen an das Tageslicht. Ich bin selber auch ein Steinkohlenbergmann. Wenn du erwachsen bist, wirst du vielleicht auch einmal einer werden. Damit du es weißt.“

Oft gestaunt habe ich da und wollte noch vieles wissen: „Vater, wenn das Wälder waren, die damals untergegangen sind, dann müssen die Bergleute doch auch einmal zu Stein gewordene Maikäfer, Blindschleichen, versteinerte Dohlen finden. Ein zu Stein gewordenes Eichhörnchen, Vater, das hätte ich gern. Tauben und Schwalben, Vater, die leben doch meist in der Luft. Als alles unterging, da hätten sich die doch retten können.“

„Kleiner Träumer, du irrst. Das Reh, der Hase, die Nachtigall im Walde, solch treuen Hund, wie unser Tremm einer ist, alle diese Tiere von heute gab es in jenen Vorzeiten auf Erden noch nicht. Der Schöpfer hatte noch keine Fische, keine Vögel und keine Säugetiere aufgerufen. Auch der Mensch war von dem großen unbekannten Meister noch nicht geschaffen worden, dazu brauchte auch der Gestalter und Erhalter aller Welten Überlegung, Zeit, Erfahrung und gute Weile.“

„Vater, woher weißt du das alles?“

„Manches habe ich in den Schachtabgründen drunten in der Erde erfahren. Viele Wunder liegen in den versunkenen Ländern und Zeiten, geisterhaft, tot, geheimnisvoll. Der Bergmann bricht die Felstiefen auf und spürt seltsamen Dingen nach. Unbekannt, versteint, haben die Ewigkeiten lange gelegen. Nun kommt er, der Schürfer, der Schrämer, pickt und pickt und findet ab und an solche Zeugen aus der Zeit des irdischen Werdens. Wie Runensteine hält er sie in seinen Händen. Er wägt und erlebt sie. Ihm ist es gegeben, daß er die Wunder der Schöpfung erahnt und ehrt.“

„Vater, wenn ich alt genug bin, will ich auch ein Bergmann werden.“

VORM SPIEGEL

Im Schrank hing Vaters Bergparaderock.
Die krumme Parte thronte hoch am Stock.
Schwarz war das stolze Prachtwams,
schwarz das Leder.
Die Knöpfe blank und rot die
Tschakofeder.

Den Bergmannsdegen, hinten in der Ecke,
holt gern ich vor aus dunklem
Schränkverstecke.

Ich schnallt ihn um, ein junger Berggesell.
Wum wum, so ging das Wirbeltrommelfell.

Vorm Spiegel stand ich dann, erstaunt,
erschreckt.

So früh war in mir diese Welt entdeckt.
Geraun aus Kohle, Quarz und Erzen gut.
Geruch nach Grünspan und nach Schweiß
und Blut.

Berglampenschimmer, Weisheit alter
Häuer.

Fundglück im Schacht. Geheime Abenteuer.

So wollt auch ich es einst, ein Jüngling,
wagen,

tief in der Erde Nacht, wie in den
alten Sagen.

Meine Mutter starb, als sie siebenundvierzig Jahre alt war. Dreizehn Kinder hatte sie geboren. Sie hatte in ihrem Leben in Wahrheit ihre Pflicht getan und noch mehr dazu.

Nicht lange danach machte auch der Vater für immer Schicht. Meist hatte er drunten im Bergwerk in Aufbrüchen gearbeitet, in Bremsbergbauen, Umtrieben und Querschlägen. Da wird die Kraft des Mannes nicht geschont. Die unentwegte Schwerarbeit, die immerwährende Sorge um die Kinder zu Hause hatten ihn fertiggemacht.

Am Tage nach meinem sechzehnten Geburtstag fuhr ich auf dem „Friedlichen Nachbarschacht“ zu meiner ersten Schicht unter Tage an. Pferdejunge war ich, Bremser im „Fine-Frau-Schluffenbremsberg“. Bergeversetzer, Schlepper, Lehrhauer auf der Zeche „Engelsburg“, Vollhauer, Zimmerhauer, Feuermann, jahre-, jahrzehntelang.

Vier von meinen Brüdern gingen gleich mir zum Pütt. Einer war Reviersteiger. Ein anderer Fahrsteiger/Wettersteiger. Ich wollte ein schlichter Kumpel bleiben, bis zuletzt, bis über die letzte Schicht hinaus. Seit meinem achtzehnten Lebensjahre habe ich versucht, das, was ich in der Erde und über Tage zutiefst in mir erlebte, niederzuschreiben, dichterisch zu gestalten. Aber es ist wahrlich nicht leicht, als Selbstlerner, ohne Schule, Lehrer und Disziplin an den tieferen Sinn des Lebens, an die Kostbarkeiten des Geistigen, an das Wissen vom Schönen, das große Meister in der Dichtung, Malerei, darstellenden Kunst und Musik geschaffen haben, heranzukommen, wenn von dem geringen Schichtlohn auf dem Bergwerk kaum ein paar Groschen abgezwaht werden konnten. Werkbüchereien gab es damals kaum.

Der junge, suchende Mensch stand ganz allein. Keiner kümmerte sich um ihn.

In der Hauptstraße der Stadt gab es so vornehme Buchhandlungen, aber ich wagte kaum, dort hineinzugehen, denn die Verkäufer, die Damen und Herren hinter der Theke, waren doch recht sehr gebildet, standen so hoch über dem einfachen Bergmann. Wie sollte ich mich darinnen denn ausdrücken, um was sollte ich denn fragen, um der Werke, die ich gern haben möchte, teilhaftig zu werden? Die Schaufensterauslage sah ich mir an. Las die Titel, die Namen. Aber wie hoch die Preise waren! War ich doch nur ein armer Jungbergmann mit 2,80 oder 3,20 die Schicht. Viel notwendiger müßte ich doch ein paar neue Grubenschuh haben. In der Fördersohle lief ich doch immer mit nassen Füßen umher. Und auch mein Schweißkittel war doch ganz zerfetzt.

Nicht lange danach lernte ich in der Stadt einen kleinen Buchladen kennen, in den ich mit etwas weniger Scheu eintrat. In einem seitlich stehenden Kastenregal waren Reclamheftchen, den Nummern nach geordnet, aufgestellt. Das Heft kostete zwanzig Pfennig. Aber auch hier: Wer zeigte mir den Weg zu dem hin, was für mich notwendig war? Selbst mußte ich mich zurechtasten. Um die Pfennige zu den Anschaffungen zusammenzubringen, verfuhr ich im Verlaufe des Monats ein paar Nachtüberschichte, Strosse schlämen, Schienen, Streb- und Bauholz in die Abteilungen transportieren, Kesselasche in die Förderbahn zu packen.

Es war so schön, sich im Buchgeschäft für ein paar weitere Heftchen oder für den Erwerb eines Kunstdruckblatts aus dem Dürerbundverlag zu entscheiden. Von Michelangelo, Leonardo, Dürer, Rembrandt, Grunewald, Schwind, Richter, Konstantin Meunier und anderen hatte ich bald in einer bescheidenen Sammelmappe einen kostbaren Schatz erlesener Bildblätter, die mir an manchem Abend, manchem verregneten Sonntagnachmittag zum Erlebnis wurden. Nur fünfzehn Pfennig kostete das Blatt. Wie glücklich ich war, als ich endlich Goethes, Schillers und der Annette Droste-Hülshoffs Gedichte mein eigen nannte.

Auf der Zeche „Engelsburg“, ich war damals achtzehn oder neunzehn Jahre alt, hatte ich drunten im Streb auf der sechsten Sohle während der Butterbrot-pause in der Zeitung, in der mein Proviant eingewickelt war, staunend erfreut gelesen, daß im Essener großen städtischen Saalbau, heute, spät am Sonnabend, Beethovens Neunte Sinfonie auf dem Programm stand. Da wollte, da mußte ich hin. Aber ich wußte, ich hatte doch kein Geld mehr. Nächste Woche erst war

Lohntag. Ein Fahrrad besaß ich nicht. Fünfundneunzig Pfennig, das war meine ganze Barschaft. Allein die Fahrt mit der Eisenbahn hin und zurück kostete doch mehr. Nun gut, wie weit war Essen denn von Bochum entfernt? Über Höntrop, Kray und Königstele konnten es wohl drei Wegstunden sein. War das denn so viel? Also, ohne lange zu überlegen: So wollte ich denn den weiten Weg zu Fuß gehen. Die billigste Platzkarte im Konzert kostete 50 Pfennig. In Ordnung. 45 Pfennig würden mir sogar noch verbleiben. Den Weg würde ich schon zwingen. War ich denn nicht ein junger Kerl? Morgen war Sonntag, da konnte ich ausruhen. Aber Beethovens Neunte, von der mein Vater mir so oft begeistert erzählt, mußte ich hören. Für mich allein. Im großen Saalbau. Auf dem hintersten Platz. Es war gewaltig.

Und dann der nächtliche Marsch nach Bochum, heimwärts. Diese stundenlange Nachtwanderung nach Haus war eines der tiefsten Erlebnisse meines ganzen Lebens. Unter meiner Landstraße, weit hingedehnt, über Essen, Wattenscheid, Gelsenkirchen, Wanne-Eickel, Buer und Recklinghausen lag das Ruhrland mit seinen Fabriken, Walzwerken, Hochöfen und Schächten. Das mitternächtliche Land über Herne, Castrop-Rauxel, Dortmund bis fern nach Hamm hinaus war von Feuern, von Lichtern bestickt, als wären die Sterne des Himmels über der Kohlenpottheimat niedergefallen. In meinem einsamen Hinschreiten in jener Nacht begleiteten mich die gigantischen Melodien der Neunten Sinfonie und der erschütternde Hymnus „An die Freude“. So erlebte ich Beethoven, so erlebte ich das Land an der Ruhr.

Als fünfunddreißigjähriger Knappe machte ich mich auf ins Siegerland. Es leitete mich der Gedanke: Kohle und Eisen gehören zusammen, das Siegerland ist der andere Teil der westfälischen Arbeitswelt. Eisenerzhauer war ich auf dem „Friedrich-Wilhelm-Schacht“. In den Waldschluchten und Haubergen hauste dort noch der gute, alte Bergbau nach Väterbrauch. Stollenmundlöcher standen im Hellertale an. Der Hohenseelbachkopf war ein geheimnisvoller, sagenumwelterter Berggriese. „Glück auf“, so hieß auch hier der vertraute Gruß, und auf den Zechenhalden wucherten, genau wie auf den Schuttbergen im Ruhrlande, der Huflattich, die Quecke, die Schlangenblume. Auch in Martinstahl-Schmelzwerken, in Eisen- und Stahlformereien habe ich zu jener Zeit gearbeitet.

Den Braunkohlenbergbau des Mittellandes sah und erlebte ich. Den Salz- und Kalibergbau im Hannoverschen. Den Bernsteinbergbau an der samländischen

Ostseeküste. Den gewaltigen Eisenerzbergklotz in der Steiermark, an dem schon mit Schlägel und Eisen und Feuersatz die Kelten und die alten Germanen herumgepickt haben. Den reichfündigen mittelalterlichen Silberbergbau in Joachimsthal, der die Geburtsstätte des guten deutschen Talers ist und von dem der amerikanische Dollar, ein später Nachfahre, abstammt, habe ich befahren und kennengelernt. Heute wird dort im Erzgebirge nach Uranpechblende geschürft und gewühlt. Möge der Himmel den Bergmann vor ihrem Gifthauch bewahren. Immer wieder jedoch zog es mich mit Macht heim ins Ruhrland, in die Welt der schweren Doppelschächte, in die unerschlossene ewige Teufe unter dem Abbau.

Als ich vierzig Jahre alt war, berief mich die Verwaltung der Stadt Buer als Stadtbibliothekar zum Leiter ihrer Volksbücherei. Trotzdem ich nun den Knappenkittel ausgezogen hatte, blieb ich innerlich Kumpel, denn der Bergbau behielt und hatte mich ganz. Nach der Vereinigung von Gelsenkirchen und Buer leitete ich beide bedeutende Bibliotheken. Die Bergleute, meine Kameraden in der Erde, fanden den Weg zu mir, die Wege zur Bücherei und zum geistigen Erleben. Es waren erfolgreiche, schöne Jahre damals im Kohlenpott, manches Gute regte und gestaltete sich — bis Hitler kam. Ich wurde abgebaut und mit niedrigstem Satz zwangspensioniert. Meine Bücher wurden beschlagnahmt und vernichtet. Es wurde mir verboten, zu schreiben. Da zog ich mich zurück ins Bergische Land, in die Heimat meiner Frau, wo ich jetzt noch wohne. Inzwischen aber bin ich alt geworden, 75 Jahre alt.

Man sagte, ich sei ein Dichter. Damit war mir nun bewußt, daß mir die Verpflichtung oblag, von den Seelen der Menschen zu sprechen, die in der Tiefe sind. Die verbindende Wärme des Anheimgegebenseins an diesen alten, ehrwürdigen Beruf soll und kann und wird die Menschen in der Erde in aufrichtiger Kameradschaft nahebringen, damit die Achtbarkeit und Ehre des bergmännischen Standes erhalten und gefestigt bleibe. Wir denken daran, immer: Auch bei uns in den Nachtgestürzen ist deutsches Volk, deutsches Land.

DIE KOHLENHAUER

Streng wuchtet in den Abgründen der Erde

noch immer das gewaltige Wort:

ES WERDE!...

Seilfahrt. Das Schicksal ruft:
Bergbau muß sein!

Wir sausen in die ewige Nacht hinein.

Es treibt, es jagt uns durch die starren Wände.

Vor, Kumpel, vor! Schwer wiegen unsre Hände

vom Drang der Arbeit in der Abbausohle.

Im Streb sind wir, im Felselement.

Wir zwingen uns hinein durch schrunde Zacken.

Die Preßluft strafft den Schlauch,

Die Fäuste packen,

die Brecher vor, es hämmert, stößt und rennt

und wiehert wild. Gebrüll umtost uns hart.

Wir dringen in den Berg ein, wir, die Gegenwart,

in graue Vorzeitwelt, nur 'ran, nur vor!

Staub malmt in unseren Sinnen, unseren Augen,

daß sie sich fester noch ins Dunkle saugen:

die Kohle muß und muß zu Tag empor.

Wir sind gestellt ins unerschlossene Sein.

Ins Niedgedachte brechen wir hinein.

Wir stehn und müssen stehn, bereit, fast nackt.

Die Wut des Vortriebs überfällt und packt

und greift uns an, daß unsre Herzen brennen.

Uns treibt ein wild gigantenhaftes Ringen:

Bergbau muß sein! muß sein! die Fäuste zwingen

die Preßluftpflöcke vor. Die Meißel rennen,

zerhacken Bergangst, Trotz und Einsamkeit!

Die Menschheit ruft uns, die Notwendigkeit!

Im Sturm des Lebens stehn wir vor der Kohle!

Wir sind der Schacht! Wir sind die Fördersohle!

Hin grollt der Grund mit uns, erbarmungslos!

Wir sind im tiefsten Element, im Erdenschoß!

Wie's uns ergreift, wir ahnen es ja nicht.

Wir sind in der Erkenntnis, im:
ES WERDE!

Wir sind in deiner Ehrfurcht, Mutter Erde.

Im Bergbau steht der Mensch vor sich selbst im Gericht!



Der Obstbau und seine Pflege

Wenn die Natur im Frühling aus ihrem Winterschlaf erwacht, wartet der Kleingärtner mit Sehnsucht auf den Tag, an dem er mit seinen Arbeiten beginnen und die neue Saat auslegen kann. Manche unserer Werksangehörigen blicken voll Stolz auf ihre Gartenanlagen und wirken wie Könige in ihren kleinen Reichen. Jahrelange Arbeit steckt sehr oft in solchen schönen und lohnenden Anlagen. Wer mit Sorgfalt, viel Pflege und Liebe zur Sache in diesem Hobby tätig ist, wird bald auch so eine herrliche Kleingartenanlage, wie sie viele unserer Werksangehörigen besitzen, sein eigen nennen können. Heute wollen wir unseren Gartenfreunden mit einer ersten Anleitung zum Obstbau an die Hand gehen. Besonders Interessierten empfehlen wir die Schrift aus dem Albrecht Philler Verlag, Minden/Westf.

Der Obstbau und seine Pflege erfordern schon besondere Kenntnisse. Obst spielt heute in unserer Ernährung — besonders aber für Kinder — eine sehr bedeutende Rolle, und zwar seit der Zeit, seitdem Nahrungsmittel nicht mehr nur nach dem Nährwert, sondern nach dem Energiewert bemessen werden. Gutes Obst aus dem eigenen Garten zu ernten, ist also das Ziel eines jeden Obstanbauers. Gerät in einem Jahr das Obst einmal nicht so, wie es erwartet wurde, daß es also nicht

roh verzehrt wird, so gibt es heutzutage erfreulicherweise viele Verwendungsmöglichkeiten für das Obst. Selbst die Geräte für eigene Süßmost- oder Obstsafterstellung sind für den Kleingärtner erschwinglich. Als Mindestnorm für den Obstverbrauch werden 100 kg je Kopf im Jahr angesehen. Verbrauchen wir aber schon je Kopf zwei Zentner Obst im Jahr? Auch von dieser Seite wird der eigene Obstanbau interessant.

Die Obstarten und ihre Ansprüche an Boden, Wasserverhältnisse und Klima

Der Apfel findet immer das Hauptinteresse. Er gedeiht am besten im sandigen Lehm- oder lehmigen Sandboden, weil er als Flachwurzler einen genügend feuchten, nährstoffhaltigen Boden haben muß. Sandböden mit einem Meter hohem Grundwasserstand oder bei Vorliegen reichlicher Niederschläge sind noch geeignet. Neben der Bodenfeuchtigkeit muß eine gewisse Luftfeuchtigkeit bestehen. In warmen Lagen und an Südmauern treten zuviel Schädlinge und Krankheiten auf. In tonigen Böden macht der Apfel zuwenig Wurzelwerk und leidet oft an Frostschäden.

Die Birne ist Tiefwurzler und gedeiht daher in allen nicht zu schweren und nicht zu feuchten Böden. Edelsorten brauchen zur vollen Ausreife ihres Frucht-

fleisches viel Wärme. Ist in der Tiefe genügend Feuchtigkeit vorhanden, können an Berghängen oder geschützten Südhängen Birnen mit Erfolg gezogen werden. Birnen sind allgemein regelmäßiger im Ertrag als Äpfel.

Unter dem Kernobst nehmen die Quitten eine viel zu gering beachtete Stellung ein. Sie erfordern nicht zu trockene und arme Böden, sind selbst befruchtbar und liefern ein ausgezeichnetes Kompott sowie das feinste Gelee.

Die Zwetschen (Hauspflaumen) gedeihen in jedem nicht zu trockenen Boden. Wegeränder, Bachufer und Wiesen sind gut geeignet. Die Pflaumen bilden größere Bäume. Ihre Wurzeln gehen in tiefere Schichten und sind deshalb für alle flachgründigen Böden nicht geeignet.

Kirschen, äußerst anspruchslos, gedeihen als Tiefwurzler nicht auf nasskalten, tonigen Böden. Für sie eignen sich am besten kalkreiche, insbesondere Lößböden. Sauerkirschen stellen die geringsten Ansprüche. Einer Kirschenpflanzung darf keine zweite folgen. Bei abtragenden Anlagen ersetze man sie durch Birnen.

Pfirsiche und Aprikosen brauchen eine warme Lage. Ihre Blüten sind besonders frostempfindlich. Sie sollten nur an geschützten Orten gepflanzt werden.

Was gehört in den Klein- und Hausgarten?

Im Kleingarten kommt es darauf an, auf möglichst kleiner Fläche ein gutes Sortiment von Obstarten zu vereinen. Da in der Regel nur eine Familie versorgt werden soll, brauchen keine allzu großen Ernten anzufallen. Es sollte daher viel mehr Wert auf eine stetig fließende Obstquelle gelegt werden. Bei den Äpfeln braucht sie nicht abzureißen, wenn die Spätsorten entsprechend gelagert werden. Hier stehen in den Spindelbüschen und Schnurbäumen kleine, leistungsfähige Baumformen zur Verfügung, die schon bald nach der Pflanzung gute Ernten liefern. Einige Birnensorten lassen sich, auf Quitte veredelt, ebenfalls als Schnuren ziehen. Auf Süßkirschen sollte man verzichten, dafür aber halbsaure oder Sauerkirschen auf Mahalebbusch wählen. Hauszwetschen nimmt man als Halbstamm, Pflaumen als Büsche, Pfirsich als Busch oder, in schwerem Boden, als Halbstamm auf Pflaumenunterlage.

Im Hausgarten kann großzügiger verfahren werden. Manches hier Geschriebene gilt auch für den Kleingarten. Zunächst lege man den Bedarf an Süßkirschenstämmen fest. Dann pflanze man eine genügende Zahl von Hauszwetschen, um für den nötigen Brotaufstrich in Form von Pflaumenmus zu sorgen. Er kann ohne Zucker hergestellt werden! Ein bis

zwei Pflaumensorten sollten für den Rohgenuß genügen, dazu eine Reneklode (Edelpflaume) sowie einige Sauerkirschbüsche. Dann ist zu entscheiden, ob für die restliche Fläche die Äpfel und Birnen als Büsche oder Stämme gepflanzt werden sollen. Zu vermeiden ist auf jeden Fall, unter Äpfel und Birnen noch Beerenobst zu pflanzen. Beerenobst fördert die Verunkrautung, wodurch dem Edelobst die Nahrung und unter Umständen die Feuchtigkeit entzogen wird. Beerenobst pflanze man in reinem Satz. Nur so kann die Sonne für eine gute Zuckerbildung sorgen. Der Fruchtzucker ist das Wertvollste am Beerenobst. Was nützt das saure Zeug, das im Schatten der Obstbäume heranwächst.

Im Hausgarten können auch alle Hauswände zur Obstkultur herangezogen werden. Formlos gezogene Spaliere schützen die Hauswand vor den Unbilden der Witterung und ersparen eine kostspielige, aber unproduktive Ausgestaltung der Fassade. An Südwänden: Aprikosen, Pfirsiche, edle Birnen; Ost- und Westwände: Tafeläpfel oder feine Birnen; Nordwände: Sauerkirschen. Wenn irgend möglich, sollen auch Haselnüsse und ein Walnußbaum gesetzt werden. Bei der Sortenwahl kommt es nicht darauf an, sich die edelsten und teuersten Sorten herauszusuchen, sondern solche, die große Ernten bei möglichst geringen Pflegeansprüchen liefern werden. Man sehe lieber auf mittelgroße, untereinander ausgeglichene Früchte von langer Haltbarkeit und Unempfindlichkeit gegenüber Schorf und Monilia. Vor allem pflanze man auch einige Sorten, die sich in den Juni und Juli hinein halten. Was man in der Erde bis Mai durchbringt, braucht nicht konserviert zu werden.

Das Lebewesen Obstbaum

Am meisten interessiert beim Obstbaum die Blüte. Aus ihr soll ja später die Frucht hervorgehen. Sie entsteht nicht

Das Prachtstück



erst im Frühjahr, sondern wird bereits im Jahre vorher zwischen der zweiten Junihälfte und Anfang August ausgebildet. Beim Winterschnitt kann man sich am Besatz rundlicher Knospen einen Überblick über die zu erwartende Blüte verschaffen. Zur Fruchtbildung gehört eine Bestäubung der Narben, die nur unter Mitwirkung der Insekten, insbesondere der Honigbiene, vor sich geht. Sie stellt 75 Prozent der Blütenbesucher. Nur die Biene bleibt der einmal gewählten Blütenart treu. Sie macht etwa 20 Besuche am Tage. Zur Zeit der Obst-

liegt vor bei Äpfeln, Birnen, Süßkirschen und Haselnüssen.

Die Pflanzung und der Kronenaufbau

Die Pflanzung kann sowohl im Herbst als auch im Frühjahr ausgeführt werden. Die Herbstpflanzung nimmt man vor allem in allen leichteren Böden vor. Pfirsiche auf Sämling sollten nur im Frühjahr gepflanzt werden. Pfähle setze man vor dem Pflanzen so, daß sie auf der Südseite stehen und den jungen Stamm vor den austrocknenden Strahlen der Sonne schützen. Das Baumband wird zu-



Sonntag im Schrebergarten

blüte sollen die Bienen in den Anlagen so verteilt werden, daß auf den Hektar zwei Bienenvölker kommen. Sie legen in der Blütezeit als äußerste Entfernung 800 Meter zurück, in der Regel nur 500 Meter und bei ungünstigem Wetter gar nur 100 bis 200 Meter. Leiht man sich während der Blüte Bienen aus, so sollen sie aus mindestens 6 bis 8 km Entfernung geholt werden. Es ist angebracht, die Bienen 14 Tage vorher in die Anlage zu holen, damit sie sich nicht verfliegen und an die neue Umgebung gewöhnen. Das Flugloch der Beute ist nach Osten oder Südosten zu richten. Mindestens zwei Drittel der Obsternte ist allein der Arbeit der Bienen zu verdanken.

Selbstbefruchtung liegt vor bei Aprikosen, Pfirsichen, Mirabellen, Quitten, Hauszwetschen, manchen Pflaumen- und Sauerkirschsorten, ferner bei Walnüssen und dem Beerenobst. Fremdbefruchtung

nächst lose angebunden und erst nach dem Setzen des Baumes fest angezogen.

Der junge Obstbaum büßt bei der Entnahme aus der Baumschule einen erheblichen Teil seiner Wurzeln ein. Deshalb wird bei der Pflanzung auch die Krone zurückgeschnitten. In der Mitte muß die Stammverlängerung die Führung behalten. Vier Äste, als Leitäste ausgesucht, sind in der Weise um zwei Drittel ihrer Länge zu kürzen, daß der Schnitt über einem nach außen stehenden Auge geführt wird und daß die neuen Leitastspitzen in einer Ebene liegen. Dadurch bleibt in allen Ästen der Saftdruck gleich stark. An den Leitästen läßt man etwa $\frac{3}{4}$ Meter lange Seitenäste entstehen und an diesen dann das Fruchtholz. Die Seitenäste sollen abwärts oder mindestens waagrecht gerichtet sein. Alle ins Innere der Krone wachsenden Äste werden entfernt. Ebenso werden alle in gleicher Richtung wie die Leitäste

hochstrebenden Äste herausgeschnitten. Die Seitenäste sind die Fruchtzweige. Sie tragen bereits Früchte, aber auch das Fruchtholz, das sich aus den Knospen entwickeln soll.

Ein Baum mit etwa 10 bis 14 Leitästen bekommt eine sehr tragfähige Krone, die genügend Licht und Luft eindringen läßt. Die Früchte können sich gut ausbilden, und bei Niederschlägen und Nebel trocknen die Blätter rasch ab. Die Blätter bleiben bis ins Innere aktiv an der Ernährung beteiligt. Zur Ausbildung einer Frucht sind etwa 25 leistungsfähige Blätter notwendig. Das Laubwerk ist also immer gesund und gut gesonnt zu halten. Die Schnittarbeit des Baumes muß während seiner ganzen Lebenszeit laufend durchgeführt werden. Wenige, aber schwerere Eingriffe ins Baumleben führen zu erheblichen Ernteausfällen.

Fruchtholzbehandlung und Pflegearbeiten

Zwischen dem Fruchtholz des Kernobstes und dem des Steinobstes besteht ein wesentlicher Unterschied. Beim Kernobst bildet sich das Fruchtholz an schwächeren Zweigen. Es trägt vom zweiten Jahr an und bleibt dann viele Jahre hindurch an der Fruchtausbildung beteiligt. Beim Steinobst trägt das Fruchtholz nur am zweijährigen Teil und stirbt dann ab. Daher erklärt sich auch das viele dürre Holz in der Steinobstkrone, das sich allmählich ablöst und bei Stürmen zu Boden fällt.

Beim Pfirsich sitzen die Blüten nur an einjährigen Trieben. Wenn sie abgetragen haben, werden sie entfernt, also nicht im Winter geschnitten. Während des Winters wird am Pfirsich nichts geschnitten! Erst wenn die Knospen wieder zu schwellen beginnen, werden alle schwä-

chen Triebe entfernt. Der Schnitt der Sauerkirschen gleicht etwa dem des Pfirsichs. Es kommt darauf an, nicht zu viel schwache Laubtriebe zu behalten. An Süßkirschen wird kein Schnitt durchgeführt. Es werden nur alle absterbenden und abgebrochenen Zweige entfernt, und zwar im Sommer, nicht im Winter. Die Pflaumen und Zwetschen bilden willig Fruchtholz. Hier wird nur öfter ein Entfernen abgestorbener Fruchtträger nötig, damit die Kronen luftig bleiben. Nach Möglichkeit geschieht das, solange noch Blätter am Baume sind.

Bei der Wurzelpflege ist besonders auf eine saubere Baumscheibe zu achten. Zur Wurzelpflege gehört auch die Düngung, die sich sowohl nach der Größe als auch der Bodenbeschaffenheit zu richten hat. Die beste Zeit für die Obstbaumdüngung ist der März. Ist das Grundstück mit Gras bewachsen, so zieht man etwa im Bereich der Kronentaufe einen Graben, indem man die Grasnarbe aufschneidet und den Boden dann mit geeigneten Geräten krümelt. In diesen Graben kommt die Düngung. Nach der Blüte kann in diesen Graben auch zusätzlich Wasser gegossen werden.

Bei der Stammpflege werden Wundränder mit dem Messer glattgeschnitten. Liegt die Verwundung schon längere Zeit zurück, so daß die Kallusbildung bereits eingesetzt hat, werden die Ränder nicht mehr verschnitten. Kleinere Wunden werden mit Baumwachs, größere mit Steinkohlen- oder Baumteer verstrichen. Gewöhnliches Karbolinum darf nicht verwandt werden. Gegen Ölfarbe ist nichts einzuwenden. Gegen Frost streiche man die Stämme Anfang Februar mit Kalk. Stroh ist nicht zu empfehlen, da



Stachelbeer-Spätlese

sich darin leicht Mäuse einfinden und die Rinden zernagen. Der Obstbaumkarbolinumanstrich sollte nach dem Blattfall durchgeführt werden. Er vernichtet dann zugleich die Schädlinge, die in den Rindenritzen überwintern.

Die Ernte

Das Steinobst hat keine so lange Nachreifezeit wie das Kernobst. Es wird in vollreifem Zustand gepflückt und hat dann den höchsten Gehalt an Fruchtzucker sowie Fruchtsäure. Pflaumen, Zwetschen, Renekloden und Mirabellen haben einen feinen Wachsüberzug, den man möglichst wenig verletzt und der sich zum Teil wieder ergänzt. Er schützt vor Schädigungen durch die Feuchtigkeit während der Lagerzeit.

Beim Kernobst haben wir zwischen der „Baumreife“ und der „Genußreife“ zu unterscheiden. Würden die Früchte bis zur Genußreife am Baum hängen, würden sie sich nicht mehr lange halten. Sie würden ihren Fruchtsäuregehalt einbüßen, und das Fleisch würde mehlig werden, die Früchte würden morsch auseinanderfallen und die Kerne zur Erde entlassen. Der Natur liegt nichts an der Frucht, sondern nur an den Kernen; den Menschen liegt aber an der Frucht. Infolgedessen müssen die Früchte kurz vor der Vollreife gepflückt werden. Für diesen Zeitpunkt gibt es ein untrügliches Zeichen: Lösen sich die Früchte beim Anheben, dann sind sie pflückreif. Es bildet sich nämlich kurz vor der Reifezeit eine Trennschicht zwischen Fruchtstiel und seiner Ansatzstelle aus, die reife Frucht wird abgestoßen. Durch gelegentliches Anheben der Früchte muß der Eintritt der Trennschichtbildung festgestellt werden. Früchte, die abgerissen werden müssen, sind nicht baumreif, und ihr wertvoller Gehalt ist noch nicht ausgebildet. Sie würden sehr bald schrumpfen und unansehnlich werden. Wir aber wünschen all unseren Obstanbauern eine reichliche und gute Ernte.

Gartenfest



Das müssen Sie wissen:

Ich beantrage Splitting

In weiten Kreisen gilt Splitting als eine Zauberformel, mit der sich nicht nur Schwierigkeiten des Einkommensteuerrechts lösen lassen, sondern die auch noch zu einer kräftigen Steuerersparnis verhelfen soll. Durch ungenaue Vorstellungen, vermischt mit ungenauen Informationen, entsteht ein Zerrbild, das den in der Überschrift formulierten und schlechthin nicht denkbaren Antrag entstehen läßt. In Wirklichkeit ist die Rechtslage etwas anders.

Bis zur Verabschiedung des Steueränderungsgesetzes 1958 war der deutsche Einkommensteuertarif progressiv aufgebaut, d. h., die Steuer stieg nicht im gleichen Verhältnis wie das Einkommen, sondern schneller. Bei berufstätigen Eheleuten, die zusammen zu veranlagten waren, hatte das den Nachteil, daß sie bei gleichem Einkommen wie zwei Ledige erheblich mehr an Steuern zahlen mußten als die beiden Ledigen. Das führte zu dem bekannten Beschluß des Bundesverfassungsgerichts, mit dem der § 26 des Einkommensteuergesetzes alter Fassung (Zusammenveranlagung) für verfassungswidrig erklärt wurde. Das Bundesverfassungsgericht hat nicht etwa die Zusammenveranlagung von Eheleuten als solche für verfassungswidrig erklärt, sondern nur die Zusammenveranlagung in Verbindung mit dem damaligen Tarif.

Der Gesetzgeber war genötigt, einen neuen Tarif zu schaffen, durch den diese

Benachteiligung der berufstätigen Eheleute

wegfiel. Er behielt den Grundsatz der Zusammenveranlagung von Eheleuten bei, übernahm aber aus dem amerikanischen Steuerrecht das Splitting. Es wurde ein einheitlicher Tarif aufgestellt, dabei wird bei denjenigen Steuerpflichtigen, denen Splitting zusteht, die Steuer von dem zu versteuernden Einkommensbetrag nicht direkt aus dem Tarif abgelesen, sondern der zu versteuernde Einkommensbetrag wird zunächst halbiert, die sich ergebende Steuer wird sodann verdoppelt. Das hat den Vorteil der Progressionsersparnis, die Steuer bei einem berufstätigen Ehepaar ist also nicht mehr höher, sondern gleich der Steuer von zwei Ledigen, deren Einkommen gleich dem der Eheleute ist. Für die Praxis wurden Tabellen aufgestellt, in denen dieses Verfahren schon berücksichtigt wurde, so daß diese Berechnung nicht mehr erforderlich ist.

Splitting kommt nur für Steuerpflichtige in Betracht, die mindestens vier Monate im Kalenderjahr verheiratet und unbeschränkt steuerpflichtig sind und nicht dauernd getrennt leben, sowie unter ge-

wissen Bedingungen für Verwitwete. Eheleute, auf die die obengenannten Voraussetzungen zutreffen, werden zusammen veranlagt, d. h., ihre Einkünfte werden zusammengerechnet. Verdient nur ein Ehegatte, werden nur dessen Einkünfte der Besteuerung zugrunde gelegt.

Nun hätte Splitting bei dem früheren progressiven Tarif zweifellos eine große Bedeutung erlangt. Die konsequente Durchführung des Splittings wäre technisch jedoch nicht möglich gewesen. Der Gesetzgeber hat deshalb einen vorgeschalteten Proportionaltarif geschaffen. In diesem Proportionaltarif beträgt die Steuer einheitlich 20 Prozent des um 1680,— DM (bei Eheleuten 3360,— DM) verminderten zu versteuernden Einkommensbetrages. Der zu versteuernde Einkommensbetrag ergibt sich aus den Einnahmen (Arbeitslohn), vermindert um die Betriebsausgaben (Werbungskosten), Sonderausgaben, Freibeträge wegen außergewöhnlicher Belastung u. ä. und die Kinderfreibeträge (1. Kind 900,— DM, 2. Kind 1680,— DM, 3. und jedes weitere Kind 1800,— DM).

Der proportionale Tarif

endet bei Steuerpflichtigen, denen Splitting zustünde, bei einem zu versteuernden Einkommensbetrag von 16 000,— DM, bei allen anderen Steuerpflichtigen bei 8000,— DM. Etwa 90 Prozent aller Lohn- und Einkommensteuerpflichtigen fallen in den proportionalen Teil des Tarifs. Für diese Steuerpflichtigen ist Splitting weitestgehend uninteressant, denn ob man das Nettoeinkommen halbiert, von dem sich ergebenden Betrag 20 Prozent an Steuern errechnet und diese Steuer dann verdoppelt, oder ob man vom Nettoeinkommen direkt 20 Prozent berechnet, führt zum gleichen Ergebnis. Splitting ist also nur für den Personenkreis interessant, der in den progressiven Teil des Tarifs fällt, also für Eheleute, deren zu versteuernder Einkommensbetrag 16 000,— DM übersteigt. Für diese Fälle ist Splitting die normale Form der Besteuerung. Splitting braucht also nicht beantragt zu werden. Man kann höchstens das Gegenteil beantragen, nämlich eine getrennte Veranlagung, bei der Splitting dann entfällt. Ein finanzieller Vorteil wird sich dadurch jedoch kaum ergeben.

Entschädigungsleistungen bei Wiederbeschaffungen

Nach den Einkommensteuer- und Lohnsteuerrichtlinien sind auch die Entschädigungsleistungen, die ein Steuerpflichtiger für den Verlust von Hausrat und Kleidung in früheren Jahren erhalten hat, auf die gegebenenfalls als außergewöhnliche Belastung anzuerkennenden Aufwendungen für die Wiederbeschaffung solcher Gegenstände anzurechnen. Hat

jedoch der Steuerpflichtige im Jahr der Entschädigungszahlung keine Wiederbeschaffungsaufwendungen als außergewöhnliche Belastung geltend gemacht und legt er glaubhaft dar, daß diese Zahlungen zur Wiederbeschaffung von Hausrat und Kleidung verwendet worden sind, so ist insoweit von der Anrechnung dieser Entschädigungen abzusehen.

Zusammenveranlagung mit Kindern

Nach § 27 des Einkommensteuergesetzes ist der Steuerpflichtige mit seinen Kindern, für die ihm Kinderermäßigung zusteht, zusammen zu veranlagten. Bei dieser Zusammenveranlagung werden die Einkünfte des Steuerpflichtigen und der Kinder mit Ausnahme der Arbeitslöhne der Kinder zusammengerechnet. Beim Bundesverfassungsgericht liegt ein Fall aus dem Bezirk der Oberfinanzdirektion Düsseldorf vor, in dem über die Frage zu entscheiden ist, ob § 27 EStG verfassungsgemäß ist. Ein Beschluß des Bundesverfassungsgerichtes hierüber wird noch im Lauf des Jahres 1959 erwartet. Die Verwaltung sieht den § 27 EStG zunächst weiter als verfassungsgemäß an. Bei einer Zusammenveranlagung mit Kindern empfiehlt es sich deshalb, gegen den Steuerbescheid Einspruch einzulegen und das Finanzamt zu bitten, die Entscheidung bis zum Beschluß des Bundesverfassungsgerichtes auszusetzen.

Zusammenveranlagung bei mehrfacher Ehe

Heiratet ein nach dem 30. April geschiedener Steuerpflichtiger vor dem 1. September des gleichen Jahres wieder, so liegen die Voraussetzungen für eine Zusammenveranlagung mit beiden Ehefrauen vor. Das entspricht jedoch nicht dem Sinn des Einkommensteuergesetzes. Der Steuerpflichtige kann deshalb nur mit der Ehefrau zusammen veranlagt werden, mit der er in den letzten vier Monaten des Veranlagungszeitraumes verheiratet war. Bei einem gemeinsamen Jahresausgleich der Eheleute ist entsprechend zu verfahren.

Finanzamt

ist an Zusagen gebunden

Das Finanzamt kann vor einer Einkommensteuerveranlagung nach Prüfung dem Steuerpflichtigen auf dessen Antrag die Zusage geben, einen rechtlich zweifelhaften Sachverhalt bei der künftigen Veranlagung in bestimmter Weise zu beurteilen. Hat das Finanzamt eine solche Zusage gegeben, die der Steuerpflichtige zur Grundlage einer wirtschaftlichen Maßnahme gemacht hat, so ist das Finanzamt an seine Zusage gebunden, auch wenn sich später bei einer Betriebsprüfung neue Tatsachen ergeben, die aber mit dem der Zusage zugrunde liegenden Sachverhalt nicht zusammenhängen.

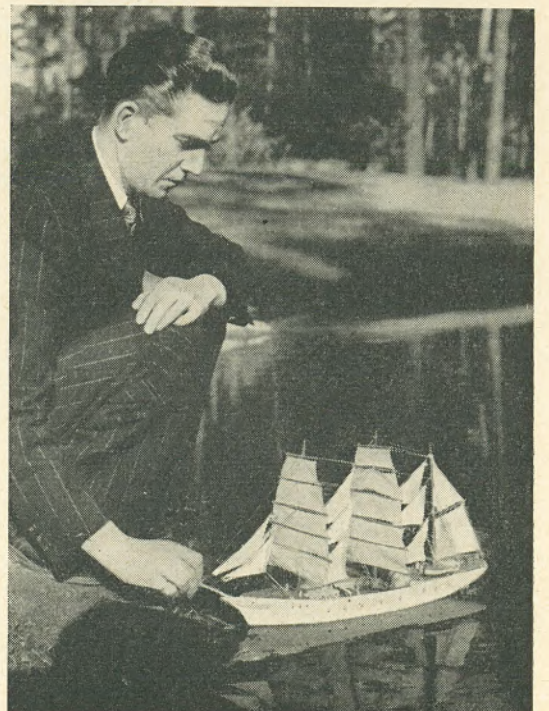
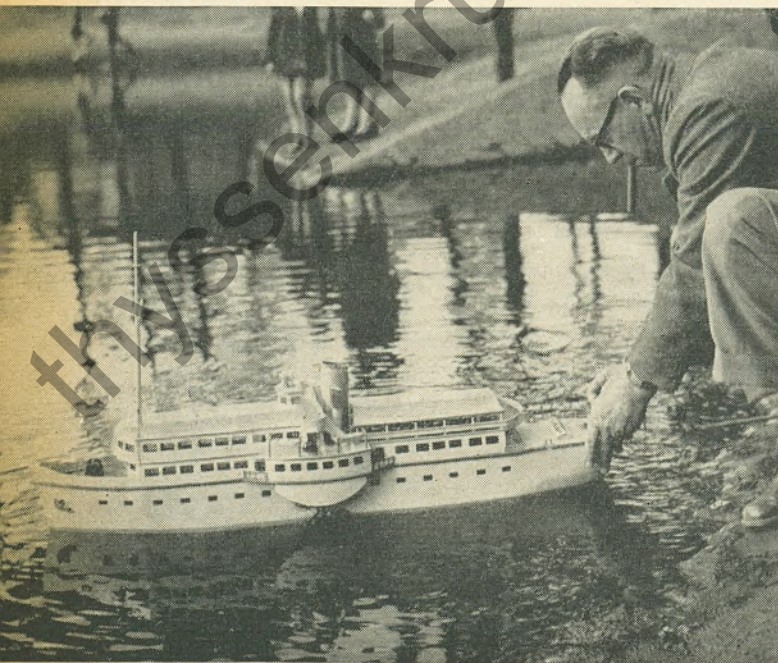
(BStBl. 1959, III S. 52.)



Viele Kinder tummeln sich an diesen kühlen, stillen Herbsttagen am „Modellbauer-See“ — endlich ungestört von den anderen Kindern, die um diese Zeit die Schulbank drücken müssen

O diese Kinder! Ganz vorsichtig muß man die Kamera heben und nur wie von ungefähr in den Sucher schauen, damit die Kinder es nicht merken, daß sie geknipst werden. (Ein alter Trick, den geübte Väter allmählich beherrschen müssen.) Die Kinder sind nämlich ziemlich erwachsen. Wenn sie es bemerken, können sie böse werden und glauben, daß man sie nicht ernst nähme

Man kann aber auch ein Bild des Menschen mit nach Hause nehmen, des ewig jung gebliebenen, des lebenswerten Kindes im Manne, das jahrelang Abend für Abend an seinem Raddampfer gebastelt hat, bis er nun wirklich läuft und seinem Erbauer einen Freudentag schenket (ohne daß der es sich freilich anmerken ließe)



Die Wahrheit ist natürlich, daß die Fotoamateure mit der gleichen „kindlichen“ Begeisterung zum „Modellbauer-See“ pilgern wie die Modellbauer auch, denn wo bieten sich anderswo so herrliche Motive? Eine Dreimast-Bark hat man hier überhaupt noch nicht gesehen! Die muß man doch knipsen, auch wenn der Reeder, im Zivilberuf Ingenieur, aus seiner Vertiefung unversehens aufwachen könnte



Wie man das Thema mit der Kamera anpackt, das ist Temperamentsache. Man kann es originell finden, daß hier so viele große Menschen mit so kleinen Schiffchen spielen. Dann sieht das Bild so aus...

...oder man kann die Kamera zaubern lassen und aus klein groß machen. Dann fürcht das E-Klassen-Boot nicht minder stolz durch den Weiher als seine erwachsenen Brüder auf der Kieler Förde - und auch hier wirft ja ein Steuermann sein Herz über die Ziellinie, und auch hier hantieren strenge Richter an der Stoppuhr.

Die Modellbauer haben natürlich wenig übrig für die Schlachtenbummler, weil sie immer fürchten müssen, daß man ihr Tun mit Spiel und sie selbst mit Kindern verwechseln könnte - als ob solche Verwechslung nicht ein hohes Lob wäre in unserer Zeit der Fließbandperfektion und der fertig ins Haus gelieferten, phantasielosen Vollkommenheiten. Und am wenigsten haben sie übrig für die Fotoamateure, die auf eine vermeintlich so billige Weise an ihren Freuden teilhaben.



Auskunftsmittel der Werkbücherei

Kleine Hilfen für unsere Leser

Noch haben wir für die erwachsenen Benutzer unserer Werkbücherei die Umstellung auf eine Freihandbücherei nicht vornehmen können. Das ist geplant, und wir hoffen, daß uns die nächsten Jahre diesem Ziele näherbringen. Als kleiner Ersatz steht im Ausleihraum vor unserer Theke ein drei Meter breites Regal, auf dem laufend alle Neuanschaffungen außer Romanen ausgestellt werden. Nach jeder Ausleihe wird hier der Bestand wieder ergänzt. Aus dieser kleinen Freihand werden mehr als die Hälfte aller sachlich unterrichtenden Bücher entnommen, darüber hinaus mehr als ein Zehntel unserer Gesamtausleihe an Erwachsene. So sehr diese Einrichtung anspricht, so gibt sie doch nur einen Bruchteil dessen wieder, was wir an Büchern für jedes Fachgebiet besitzen. Solange also unsere Leser und wir vorwiegend über die Theke hinweg Bücher tauschen, ist es notwendig, mit Gesamt- und Teilverzeichnissen aufzuzeigen, was die Werkbücherei an wesentlichen Büchern in Jahren zusammengetragen hat. Einmalig für die Hand des Lesers sind für jedes Gebiet Kapselkataloge vor-

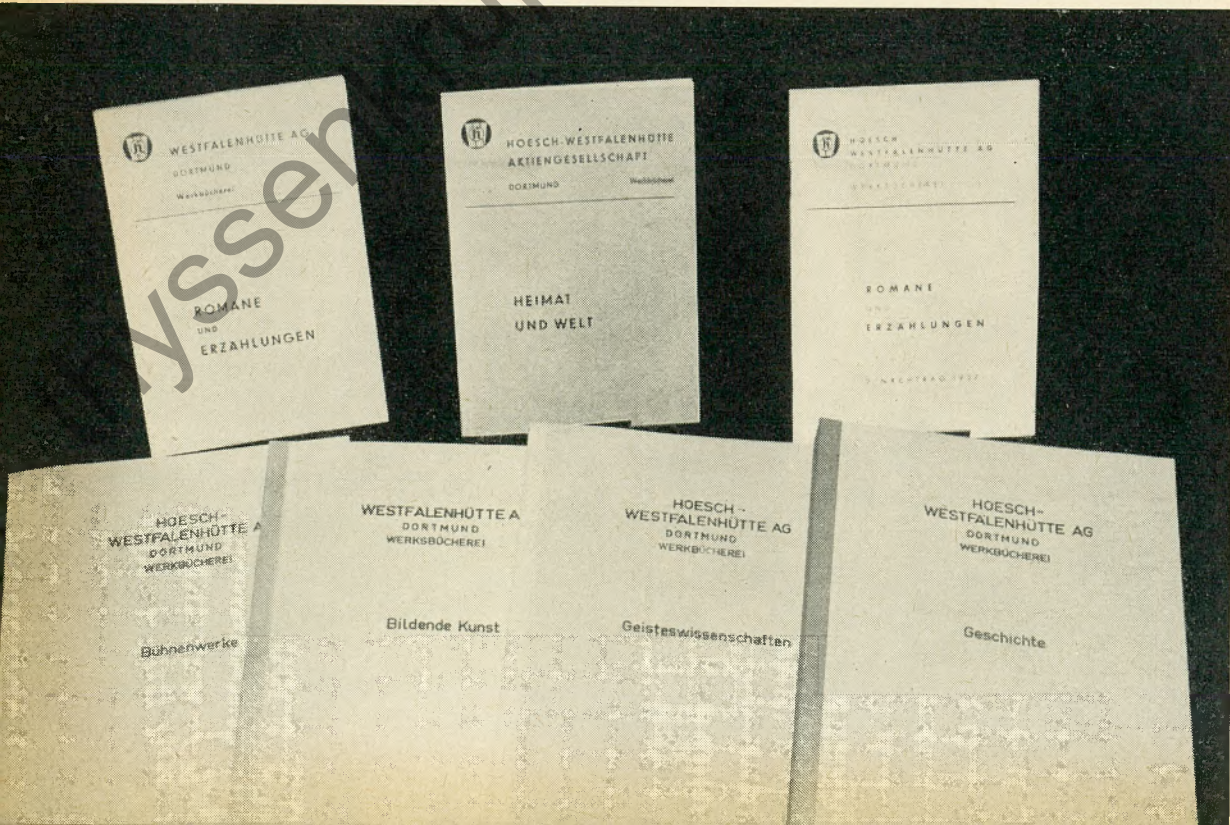
handen, die laufend handschriftlich ergänzt und auch rege benutzt werden. Der Nachteil der Kapsel liegt in ihrer Unübersichtlichkeit. Deshalb sind wir dabei, nach und nach — es ist eine sehr zeitraubende Arbeit — Sonderverzeichnisse zusammenzustellen. Bis jetzt liegen vor: Der gedruckte Katalog „Romane und Erzählungen“ mit zwei Nachträgen. Für dieses Verzeichnis wird jetzt eine Neuauflage vorbereitet. Ebenfalls gedruckt wurde „Heimat und Welt“, eine Zusammenstellung aller erdkundlichen Sachbücher und Reisebeschreibungen. Alle übrigen Verzeichnisse wurden auf dem Wege der Vervielfältigung hergestellt. Im Jahre 1958 brachten wir das Heft „Geisteswissenschaften“ heraus. Es enthält alle Bücher aus dem Bereich der Philosophie, Religions- und Erziehungswissenschaften und der Psychologie. Ebenfalls 1958 erschien „Bühnenwerke“, ein Verzeichnis von Schauspielen, Operntexten, Laien- und Kasperlespielen. Dieses Heft ist ebenso für alle Theaterbesucher wie für alle Spielfreudigen gedacht. Aus dem Bereich der Kunst liegt noch ein zweites Verzeichnis vor, das bereits 1955

ausgearbeitet wurde und zu dem jetzt ein Nachtrag vorbereitet wird. Der stark aufgegliederte Band „Bildende Kunst“ erfaßt außer allgemeinen und Gesamtdarstellungen die Gebiete Architektur, Plastik, Malerei, Grafik/Zeichnung, Kunstgewerbe und Volkskunst. Diese Zusammenstellung wird ergänzt durch eine große Zahl Künstlerbiographien. Neuerdings erschien der Katalog „Geschichte“. Jeder, der innerlich an dem Geschehen unserer Tage beteiligt ist, wird gern erfahren, was wir an Büchern aus der neuesten Geschichte besitzen, ebenso aber auch an Werken vom geschichtlichen Werden unseres und aller anderen Völker. Einleitend sind staats- und geschichtsphilosophische Werke genannt, den Abschluß bilden außer einem Personenregister Kulturgeschichte, Heimatgeschichte, wiederum Biographien und Bücher zur geistigen Situation der Zeit.

Jeder Einblick in diese Kataloge wird jeden überzeugen, daß außer unserer mit viel Liebe geleisteten Arbeit sehr viel Unkosten für Schreiben, Drucken, Binden und Papier entstanden sind. Nur als Anerkennungsgebühr erheben wir für

Katalog „Romane u. Erzählungen“	DM
1. Nachtrag 1955	1,—
2. Nachtrag 1957	0,30
„ „Heimat und Welt“	0,30
„ „Geschichte“	1,—
„ „Bühnenwerke“	1,—
„ „Geisteswissenschaften“	0,70
„ „Bildende Kunst“	0,70

Es würde uns freuen, wenn diese Verzeichnisse das Interesse unserer Leser am Sachbuch vertiefen würde.



**Sich
neben
sich
selbst
stellen**



„Man muß einmal im Jahr sich neben sich selbst stellen können“, sagte ein prominenter Dortmunder während der tollen Tage. Das ist es ja, worauf es ankommt: Man soll mal aus seiner Haut heraus, einmal ganz anders sein als sonst.

Das Tempo der Zeit packt jeden von uns. Jeder schuftet und hastet, im Büro, im Betrieb und oft auch daheim. Man macht ein ernstes Gesicht, denn bei der Arbeit gibt's halt nicht viel zu lachen.

Da soll man einmal im Jahr — natürlich denke ich an den Karneval! — anders sein. Wir „sturen Dortmunder“ können es nicht? Wir können! Es liegt nur an jedem selbst. Wer allerdings glaubt — und hier liegt der Hund in der Pfanne! —, sich „etwas zu vergeben“, wenn er mal lustig, wenn er mal närrisch ist, dem ist eben nicht zu helfen. Man soll sich selbst und anderen eine Freude machen! Das ist den wackern Männern der DOKAGESA — unserer Dortmunder Karnevals-Gesellschaft e. V., deren Elferrat, Senatoren und Gönner überwiegend Werksangehörige sind — bei ihren vielen närrischen Sitzungen wahrlich prächtig gelungen. Und zu allem stammte Groß-Dortmunds Prinzessin, „Ihre Lieblichkeit“ Irmgard I., aus unserem Hause. Das alles mußte ja hinhauen.



*So fiel im November
der Startschuß im Festsaal*

„Gut Holz!“ und „Gut Hölzchen!“

Rund um die Hütte rollt am Feierabend die „ruhige Kugel“

Die Zahl der Kegelspieler ist bei uns „Legion“. Vorsichtigen Schätzungen nach mögen etwa 50 Kegelklubs und -vereine durch Angehörige auf der Hütte vertreten sein, die „werkeigenen“ Kegelvereine nicht mitgerechnet.

Eine Kegelbahn ist richtig „ausgelaster“, wenn sie feierabends doppelt belegt ist, einmal von 17 bis 20 Uhr und einmal von 20 bis 23 Uhr. Die Kegel-„Früh-schicht“, die für oberflächliche Betrachtung reichlich zeitig am noch gar nicht angebrochenen Feierabend liegen mag, hat manches für sich: Wie anders geht der Kegelbruder durch den Arbeitstag, wenn er weiß: Gleich nachher ist es soweit! Mit welcher nachlässiger Großzügigkeit kann er morgens zu Hause versprechen, trotz des Kegelabends noch bei Tante Emmas Achtundsechzigstem glückwünschend zu erscheinen oder irgendwo nachbarliche Hilfe zu leisten, und wie beschwingt wird er das eine oder das andere tun!

In diesem Falle hilft ihm sein Hobby, die gefährliche Kräfte- und Stimmungsklippe zwischen Berufsarbeit und häuslichem Tagesbeschluß glatt zu umschieben. Ja,

schon sein Kegelstammlokal steuert er an wie der Seemann den Hafen, und ist er in die „Bordschuhe“ geschlüpft oder hat wenigstens seinen Rock an den Nagel gehängt, dann befindet er sich bereits vor dem ersten Schluck in einem Zustand von körperlicher und seelischer Entspannung, den zum Beispiel ein Anhänger des autogenen Trainings erst nach monatelangem Studium erreicht.

*„Hier bin ich Mensch,
hier darf ich's sein“*

— in dieses wohlige Bewußtsein teilt er sich mit acht, zehn, zwölf oder ein paar mehr Kegelbrüdern, die sich gleich ihm einem selbstgegebenen, strengen Reglement freudig unterwerfen, wohl wissend, welche Wohltat die Drohung darstellen kann, „bei Nichterscheinen 2 DM Strafe“ zahlen zu müssen. Zwei Mark? Das ist schon fast eine halbe Runde... Jeder der hier vereinigten „Haushaltungsvorstände, die zu Hause nur die 2. Vorsitzenden sind“, wird sich reiflich überlegen, ob er eine solche Summe in den Wind schießen lassen soll. Wenn auch Kegeln „ein böser Sport ist, der im Keller betrieben wird“, und „die Brüder, die zu Hause nicht

Kohlen holen wollen, hier die Kohlen ausgeben...“

Es tut so gut, im seichten Wasser der allen bekannten, schmunzelnd wiederholten Redensarten herumzuplanschen, die Bordbücher aufzuschlagen, die Muskeln trainingshalber springen zu lassen und die erste Runde mit donnerndem „Gut Holz“ zu begrüßen.

Die „niedrigen Hausnummern“, bei denen auch noch mancher „durch die Gasse gehen“ kann, bringen einen rasch in eine Verfassung, in der man „mit zwei Wurf abräumen“ kann, und ist erst die erste „Zwölf“ gefallen, bei der nur der König stehenbleibt, dann findet man sich all-gemein genug in Form, um an raffinierte Touren, wie an den „großen Fredenbaum“, zu gehen. Das ist eine Folge von zwölf Figuren, die mit dem „vollen Bild“ der normal aufgestellten neun Kegel be-ginnt und mit mageren zweien (Bauern, rechts- und linksaußen) aufhört. Der Verein hat sich in zwei Parteien gegliedert und erlegt nacheinander: 1. „Volles Bild“, 2. „Ohne Vorderholz“, 3. „Vorderkranz“, 4. „Hinterkranz“, 5. „Schräge Sechs links“, 6. „Schräge Sechs rechts“, 7. „Die Hucken“, 8. „Vorderdamen mit Bauern“, 9. „Hinterdamen mit Bauern“, 10. „Die vier Damen“, 11. „Drei gerade-aus“, 12. „Die beiden Bauern“.

Hinein in die „Totenkiste“!

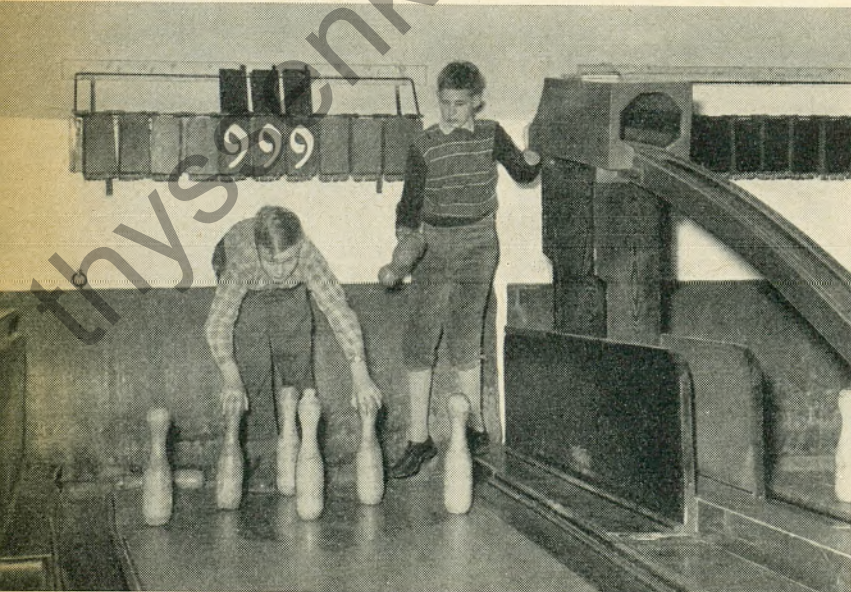
Zum „Thermometer“ bedarf man der „Puppen“, winziger, in einem Brettchen steckender, numerierter Modellkegel, um die Reihenfolge festzustellen, in der man sich — wieder in Parteien — bemüht, Figuren von eins bis zwölf zu werfen. Vom „Thermometer“ führt nur ein halber Schritt zur „Totenkiste“. Nur stehen diesmal nicht die Zahlen an der Tafel, sondern die Namen der Kegler, die in dem Maße, wie sie nicht genügen, von Kreidestrichen umzogen werden. Man braucht nicht viele Striche, um eine Totenkiste anzudeuten... Es dauert darum auch nicht lange, bis unter dem herz-beweglichen Grabgesang

„Der Tod, der Tod hat ihn hinweg-gerissen,
weil er, weil er so schlecht geschmissen
... hat!“

der erste Name vom Brett getilgt und der Tote zur Fabrikation weiterer Toten-kisten abkommandiert wird.

Zur Bestattung aller Verstorbenen kann nun „Pastörchen“ eingeschaltet werden, ein Spiel, bei dem ein Extravorderholz einige Meter vor das Gesamtbild gestellt wird. Man sollte ja nun annehmen, daß es leicht wäre, das „Pastörchen“ nicht zu treffen; aber es geht dem Kegler wie dem lernenden Radfahrer oder dem trainierenden Skijünger mit dem einzigen

Die Kegelungen müssen sich schwer sputen, wenn es „rundgeht“



Baum in der Landschaft: Gerade rollt die Kugel auf das „Pastörchen“ zu und bringt es um so leichter zu Fall, als es auf der glatten Bahn steht und keine „Haltevorrichtung“ besitzt.

Wenn die Kasse nur schwilt...

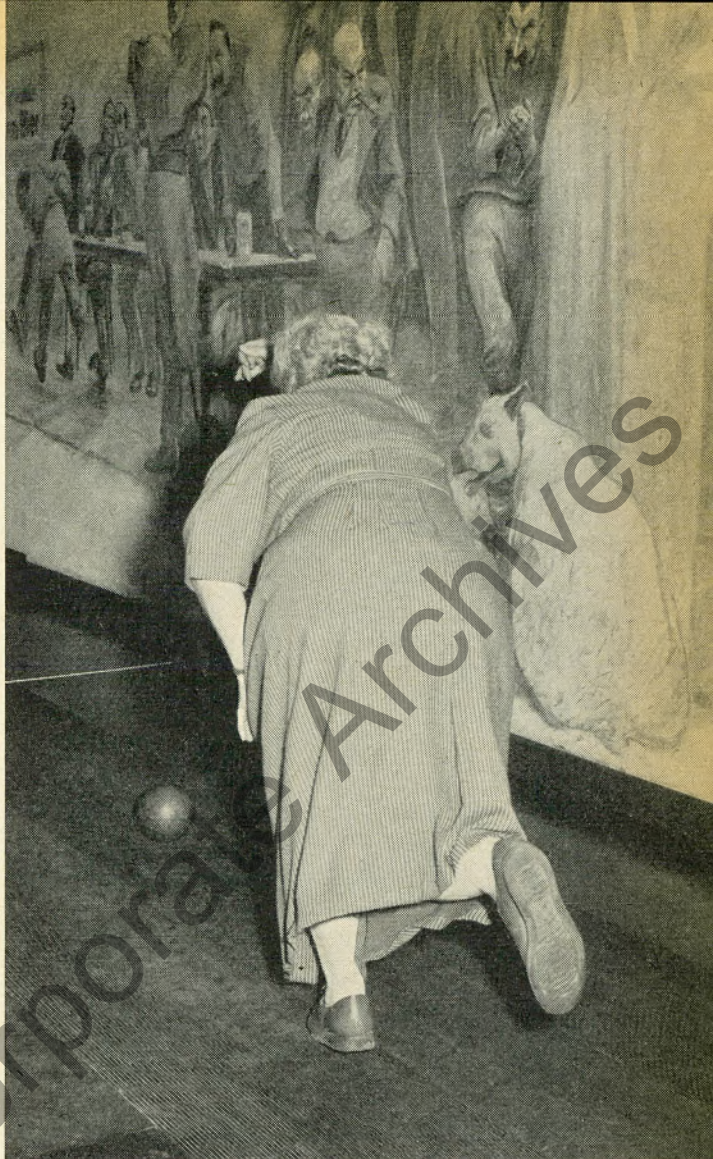
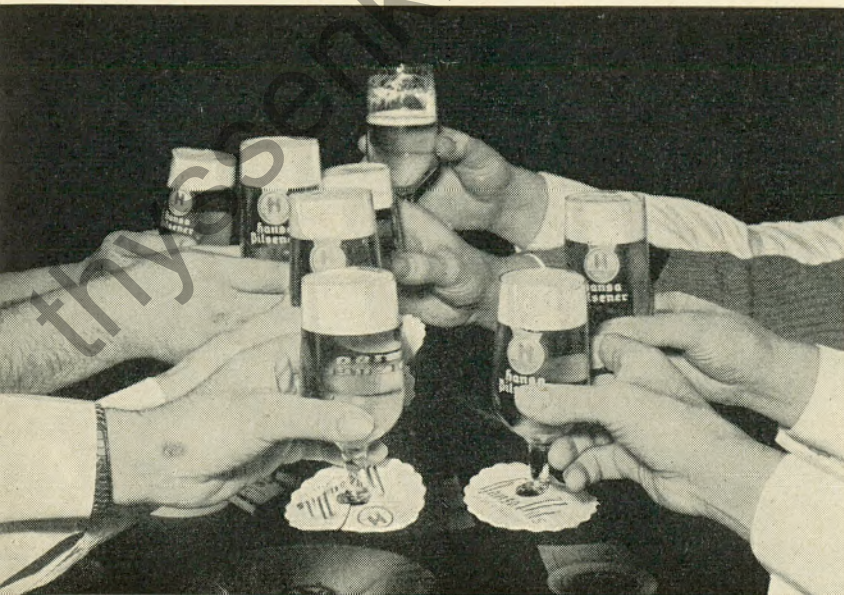
Inzwischen sind von den zur Verfügung stehenden drei Stunden sicherlich schon zwei vergangen. Die Augen glänzen, die Köpfe glühen, Zigarren und Zigaretten qualmen, und nur der Ober weiß noch mit Sicherheit anzugeben, in welchem Verhältnis die „Langen“ und die „Kurzen“, die „Spenden“ und die „Runden“ zu den einzelnen Keglern stehen. Etwa um diese Zeit macht der Vereinsvorstand die Rechnung des Abends auf: Er hat jede „Pumpe“ (Vorbeiwurf angesichts des vollen Bildes der neun Kegel) und andere strafgeldpflichtige Fehler schwarz auf weiß aufnotiert. Mögen die Fehler das Stück fünf Pfennig kosten oder einen Groschen, man fühlt sich viel zu behaglich, um zu markten, und es fließt sowieso in die Kegelkasse, die von den verlorenen Partien fett wird.

Start zum „Sechstagerennen“

Mit gelockerten Muskeln und erhobenen Gemütes kann man nun ans „Sechstagerennen“ gehen. Die Spielpaare, die allerdings nur für drei „Nächte“ gegeneinander antreten, werden wiederum durch „Pinne ziehen“ ermittelt. In der ersten „Nacht“ zählt jeder Wurf einfach, in der zweiten doppelt und in der dritten dreifach.

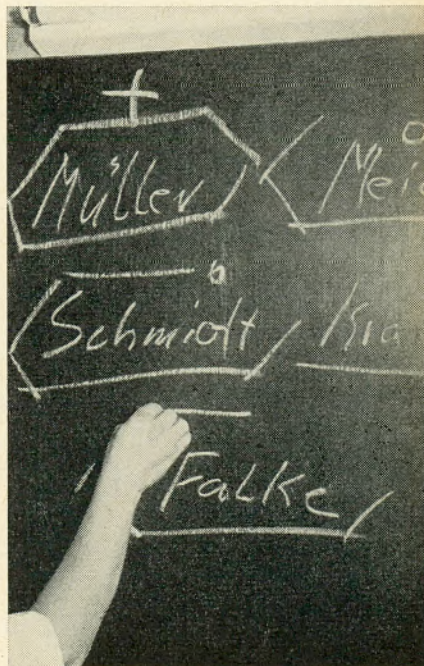
Flott „gefahren“, läßt sich solch ein Sechstagerennen in einer halben Stunde bewältigen. Auch in kürzerer Zeit. Man schafft also, wenn man will, zwei, und

Kegeln wird durch Bier erst schön!



Auch unsere Frauen gehen „in die Vollen“

„Totenkiste“



dann bleiben für das Abschlußtraining („ein guter Kegler holt sie einzeln!“), für Abrechnung und Entlohnung des Kegeljungen (der gegen Unfall versichert ist) immer noch die nötigen Minuten übrig.

Kegelschwestern...

„Was den Männern recht ist, kann uns nur billig sein“, mögen die Frauen der Kegler schon anno Tobak gedacht haben (schließlich ist der Deutsche Keglerbund 1885 in Dresden gegründet worden), und so machte sich hier und da eine Gruppe von Kegelschwestern daran, ihrerseits auszuprobieren, ob durch einen Kegelklub wirklich die statutengemäß „bezweckte Förderung der Kollegialität sowie die Belebung des gesellschaftlichen, gemütlichen Verkehrs untereinander“ erreicht würden. Die Kegelbrüder hatten und haben gegen diese Art von sportlicher Gleichberechtigung nichts einzuwenden: „Gut Hölzchen!“ sagten sie zur Unterscheidung.

... haben sanftere Bräuche

Im Partienspiel, die Partie zu vier „Durchgängen“, rücken die Frauen den Schwierigkeiten zu Leibe: dem „Hamburger“, der sich ergibt, wenn nur der König und die linke und rechte Ecke stehenbleiben, den Ecken allein oder der schwerst zu treffenden Figur: drei hintereinander in der Mitte. Man redet hier nicht so sehr von der „Zwölf“ als vom „Kranz“, wenn der König allein das Feld beherrscht. Die Eck-Kegel, die bei den Männern „Bauern“ genannt werden, heißen hier „Tanten“, ein besonders heller Kegel mag „die Blonde“ werden, ein dunkler „die schwarze Ilse“; es gibt einen „Willi“ und „Willi seine Mutter“. Vor allem aber gibt es „Bummelkugeln“, das sind die dicken, langsam laufenden Teakholzkegel, die starke Männer (voll Verachtung für die kleinen und leichten „Erbsen“) bevorzugen.

Maskottchen in der Westentasche

Dem verantwortungsvollen, seriösen Herrn, der im Hinblick auf die Bierchen des Abends am Kegeltag seinen Wagen zu Hause gelassen hat, kann es mitten im Grübeln über ein schwieriges Betriebsproblem passieren, daß er — auf der Suche nach Bleistift oder Zigarrenschere — in die Westentasche greift und sich plötzlich mit einem goldenen (oder silbernen oder beinernen oder hölzernen) Miniaturkegel in der Hand am Schreibtisch sitzen findet, den er lächelnd wieder einsteckt. Es ist gut, daß er ihn bei sich hat, denn träfe er einen Kegelbruder, so müßten beide das Kegeldchen zücken — als ganz private Erkennungs-marke, als Talisman. Und wer ihn da nicht hätte, der müßte zahlen: zwei Mark, eine Runde oder sonst eine schwere Strafe. Oder es gerät ihm beim Warten auf das Mittagessen, auch aus der Westentasche gefördert, ein allerliebstes Spielzeug zwischen die Finger: eine haselnußgroße, goldene Kugel, zum 25jährigen Bestehen seines Kegelvereins vor 25 Jahren (!) gestiftet von den Damen der Kegelbrüder, aufklappbar und in winzigen Medaillons enthaltend die Fotos der z. T. noch immer kegelnden Gründer. „Hab ich in diesen 25 Jahren vielleicht 150mal gehabt“, schmunzelt er, „wird immer abends dem besten Kegler verliehen.“ In manchen Kegelvereinen ist es Sitte, solch eine Verleihung an den besten und an den schlechtesten Kegler des Abends vorzunehmen. Der beste bekommt solch hübsches Spielzeug, der schlechteste einen vielleicht 5 Kilo schweren Riesenkegel, den der Unglückliche nach Hause schleppen muß, als Strafe und Ansporn.

„Vatertag“ — eine Woche lang

Das Kegeln wird ebenso um seiner selbst willen betrieben wie zur Förderung der Geselligkeit in bescheidenem und in größerem Stil. Beim Auskegeln der Oster-eier oder der Weihnachtsgeschenke, viel-

leicht auch mal bei einem Preiskegeln dürfen Angehörige als „passive Mitglieder“ dabei sein. Aber nur ein ausgesprochenes Mondkalb, das von Tuten und Blasen und Kegeln keine Ahnung hat, kann auf die Idee kommen, zu fragen, ob bei dem alljährlich fälligen Kegelausflug auch Damen... „Wer spricht denn von Damen?! Haben die vielleicht mitgekegelt?“ — „Nein, nein. Entschuldigen Sie vielmals, meine Herren! Es scheint sich also um eine Art Vatertag zu handeln?“ „Vatertag? Haha! Vatertag, mein Kind, wo doch die Kasse so voll ist...“ Wie viele Tage es werden, das hängt natürlich von der räumlichen Entfernung des gesteckten Ziels zu Dortmund ab. Über Sauerland, Weserbergland u.ä. sind viele Vereine längst hinaus. Der Rhein war in den letzten Jahren ein beliebtes Ziel, in den allerletzten Jahren fuhr man auch z. B. nach Norderney, gleich für eine kleine Woche...“

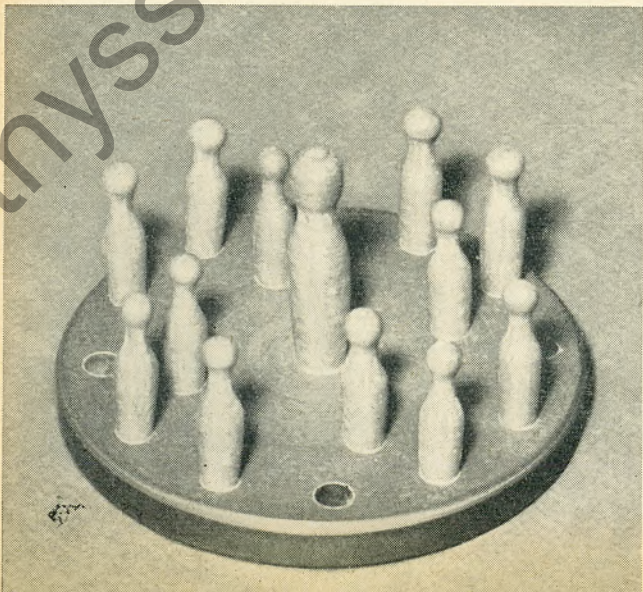
Kegel-Dämmerung?

Vielleicht trägt ja die Aussicht darauf, daß sich im Zuge der verkehrstechnischen Entwicklung Kegelausflüge noch weiter ausdehnen lassen (europäisches Ausland, Amerika, Nonstopflug um die Erde), dazu bei, das hier und da spürbar schwindende Interesse für die rollenden Kugeln neu zu beleben. Warum manche Vereine Rückgang in der Mitgliederzahl beobachten? Sie erleben das gleiche wie andere Zweige der Vergnügungsindustrie auch: Nachdem der um 1951 beobachtete „Nachholbedarf“ an Unterhaltung außer Haus gedeckt zu sein scheint, Hobbys wie die Pilze aus der Erde schießen, Musikschrank und Fernsehtruhe warten, sind die Leute häuslicher geworden.

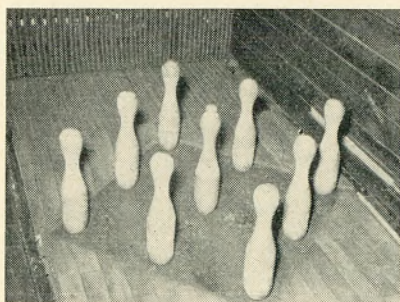
Der härter gewordene Lebenskampf, zehn Jahre mehr auf dem Buckel, Rheuma, Magen- oder Gallenleiden als Zugabe schmälern manchem die Freude am Kegeln: „Wenn ich kein Bier mehr trinken darf, macht's mir keinen Spaß“, murrte der einst so lustige Kegelbruder und läßt Woche um Woche verstreichen, in der ihm „wegen unentschuldigtem Fehlers“ das Straf-geld angekreidet wird. Nun ist er selber „passiv“ geworden, in mehr als einer Beziehung...

Aber wenn man ihn in guter Stunde drauf anredet, dann geht doch wieder das breite Leuchten über sein Gesicht. Mit einem kühnen Sprung trägt ihn die Erinnerung zurück in den Kegelkeller und in die Sphäre der vergnügten Streiche, an denen er teilgenommen hat: „Weißt du noch, wie wir das Tonbandgerät heimlich aufgestellt und den ganzen Abend aufgenommen haben? Und wie dann keiner die eigene Stimme erkannte? Mensch, da war vielleicht was fällig... War doch schön, Willem!“

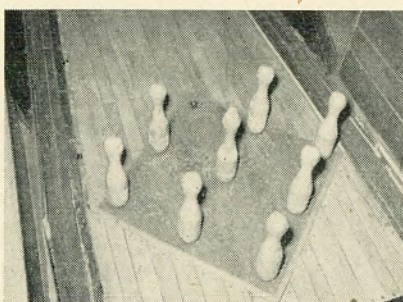
Das „Thermometer“



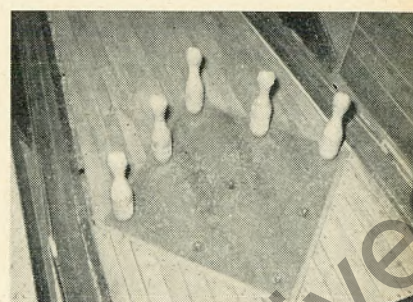
DER GROSSE FREDENBAUM



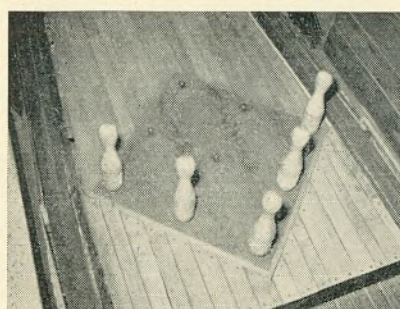
Volles Bild



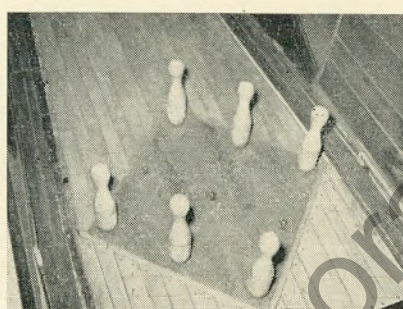
Obne Vorderholz



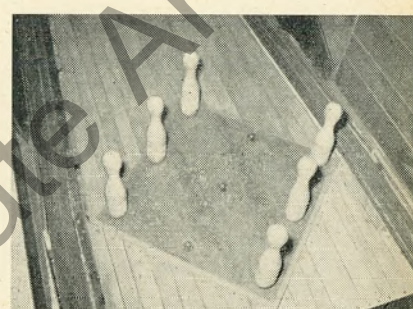
Vorderkranz



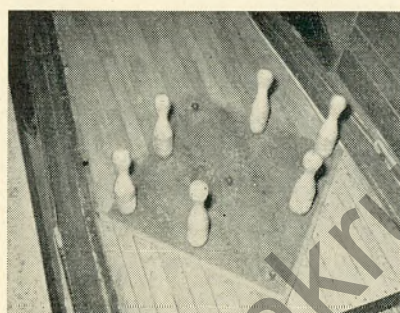
Hinterkranz



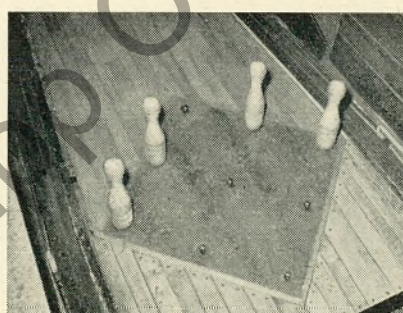
Schräge Sechs links



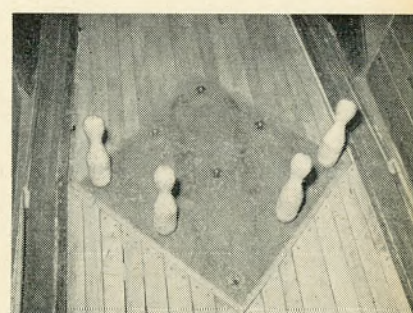
Schräge Sechs rechts



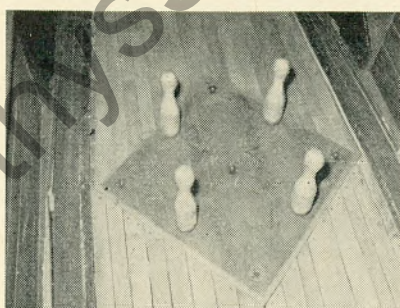
Die Hucken



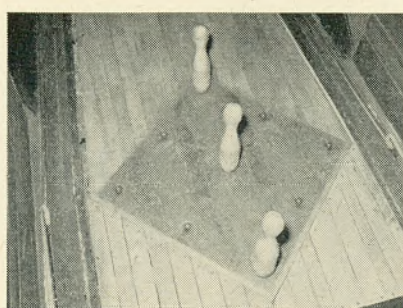
Vorderdamen mit Bauern



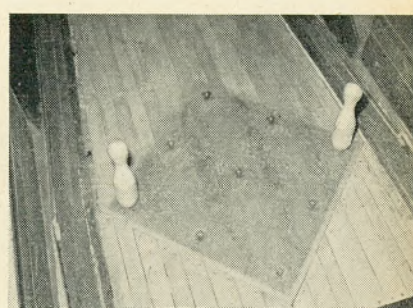
Hinterdamen mit Bauern



Die vier Damen



Drei geradeaus



Die beiden Bauern

ALASKA

Seit der amerikanische Kongreß am 30. Juni 1958 über die Aufnahme des US-Territoriums Alaska als 49. Staat in den Bund der Vereinigten Staaten entschieden hat — ein Beschluß, der durch die Unterzeichnung der Gesetzesvorlage durch Präsident Eisenhower vom 7. Juli 1958 Gesetzeskraft erhielt —, steht fest, daß die amerikanische Flagge geändert werden muß. Das Sternenbanner mit seinen sieben roten und sechs weißen Längsbalken weist in der blauen Gösch 48 weiße Sterne auf, von denen jeder einen der 48 Einzelstaaten der Union symbolisiert. Mit der Staatwerdung Alaskas muß die amerikanische Nationalflagge, die 1776 mit 13 Sternen geschaffen wurde, 49 Sterne tragen.

Es ist noch keine hundert Jahre her, daß Alaska in amerikanischen Besitz übergang, und es ist nicht viel mehr als 200 Jahre her, daß es für Rußland entdeckt worden ist. Als im Jahre 1741 der damals in russischen Diensten stehende dänische Seefahrer und Entdecker Vitus Bering im Auftrag des Zaren seine zweite Fahrt in die Gewässer östlich von Sibirien unternahm, landete er auch an der Küste des heutigen Alaska, wahrscheinlich in der Gegend des jetzigen Prince-of-Wales-Kap. Stürme und eine schwere Erkrankung, die ihn nicht mehr in die Heimat zurückkehren ließ, hielten ihn von der weiteren Erforschung des unbekannten Landstriches ab, über den erst mehr als drei Jahrzehnte später der berühmte englische Seefahrer Cook sichere Kunde brachte. Rußland ergriff Besitz von dem neuen Gebiet, das die Bewohner der ihm vorgelagerten Aleuten-Inseln Al-ay-es-ka,

das „große Land“,

nannten, woraus der Name Alaska entstanden ist. Doch sein Interesse galt fast ausschließlich dem Reichtum an Pelztieren, namentlich an Pelzrobben, den die Küsten-

striche aufwiesen. Die russischen Kaufleute entwickelten in den nächsten hundert Jahren einen blühenden Handel mit Alaska-Pelzen, ohne sich sonst um das Land zu kümmern. Sie errichteten an der Südküste eine aus Blockhütten bestehende Niederlassung, erklärten sie zur Hauptstadt und nannten sie Sitka. Als schließlich die allzu hemmungslose Vernichtung der Ottern und Robben das Pelzgeschäft zum Stocken brachte, verloren die Russen das Interesse an dem Land. Und so kam es, daß Zar Alexander II. im Jahre 1867 Alaska den Vereinigten Staaten zum Kauf anbot.

In der amerikanischen Öffentlichkeit war die Neigung, auf dieses Angebot einzugehen, nicht sonderlich groß. Aber der damalige amerikanische Außenminister William Seward bewies einen Weitblick, der erst heute in vollem Umfang gewürdigt werden kann. Er setzte sich mit allem Nachdruck für den Kauf ein, der dann auch für den Preis von 7,2 Millionen Dollar zustande kam und die Zustimmung des Kongresses fand. Ein neues Blatt in der Geschichte Alaskas war aufgeschlagen.

Zunächst allerdings wirkte sich der Besitzwechsel kaum aus. Alaska blieb das riesige, weithin unerschlossene Land, von zerklüfteten Buchten und Fjorden umsäumt, von mächtigen, schweisgsamen Wäldern bedeckt, von Bergriesen überragt, die ihre Häupter in ewigen Schnee hüllen und von gewaltigen Gletschern flankiert werden;

ein Land von Fischern und Pelztierjägern,

mit weit auseinanderliegenden, primitiven Siedlungen von Indianern und Eskimos. Im Sommer bildeten Pferde und Boote, im Winter Hundeschlitten und Schneeschuhe die einzigen Verkehrsmittel. So blieb das Innere des Landes auch weiterhin verhältnismäßig unbekannt, und nur wenige besonders mutige Pioniere wagten sich über die Küstengebiete mit ihrem milderen Klima hinaus in jene Bezirke, in denen vor allem der starke Wechsel der Temperaturen und sonstige Witterungsunbilden jede Siedlerarbeit aufs äußerste erschwerten. Denn in einigen Gebieten Alaskas fällt im Winter die Temperatur oft bis minus 60 Grad Celsius, während im Sommer bei 35 bis 40 Grad Hitze riesige Staubwolken und Millionen von Moskitos und Stechmücken Menschen und Tiere peinigen. Da lenkte kurz vor der Jahrhundertwende ein Ereignis plötzlich die Augen der ganzen Welt auf Alaska: Im Gebiet von Kondike war Gold gefunden worden.

Das Goldfieber

packte die Menschen und führte innerhalb von zwei Jahren mehr als hunderttausend Abenteuerlustige in das bisher so wenig beachtete Land im hohen Norden. Obwohl die Ausbeute zunächst erheblich war — ein Dezennium lang wurde jährlich Gold im Werte von 4 Millionen Dollar geschürft — fiel doch nur wenigen das erhoffte Glück in den Schoß. Die meisten mühten sich, wie es Jack London so anschaulich beschrieben hat, unter den härtesten Bedingungen ab, um auch nur ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und kehrten schließlich enttäuscht dem Goldgebiet den Rücken. Die Starken unter ihnen aber, die wirkliche Arbeit nicht scheuten, erkannten bald, daß dieses Land außer Gold auch noch manches andere zu bieten habe. Die Flüsse wimmelten von Lachsen und anderen Fischen, unübersehbare, von Menschen bisher kaum betretene Wälder mit Weißfichten, Pechtannen und Alaska-Zedern boten nahezu unerschöpfliche Vorräte an Bauholz, die Jagd auf Pelzrobben und die Zucht von anderen Pelztieren ver-

2500 Kilometer lang ist die Alaska-Straße, die Alaska mit Kanada verbindet



sprachen reichen Gewinn; Kohle, Platin, Kupfer, Zinn und andere Bodenschätze harrten des lohnenden Abbaus. So gaben jene Goldfunde über den unmittelbaren Gewinn hinaus, den sie brachten, den Anstoß zu einer

beschleunigten Erschließung und Entwicklung

des Landes. Das Eisenbahnnetz wurde erweitert, wenn es in diesem Land der weiten Entfernungen auch bis in unsere Zeit hinein ungenügend bleiben sollte. Und auch die Landwirtschaft, die sich bisher wegen der mangelnden Absatzmöglichkeiten kaum gelohnt hatte, wurde nun verstärkt in den Küstenstrichen aufgenommen, die sich unter dem Einfluß einer warmen Meeresströmung eines milderen Klimas erfreuen.

Alaska ist heute ein Land, in dem die stärksten Gegensätze aufeinanderprallen. Neben noch ganz primitiven, aus der ersten Zeit seiner Zugehörigkeit zu den USA stammenden Einrichtungen trifft man auf Wunderwerke modernster Technik. So sind an den Gebirgsströmen Kraftwerke errichtet worden, weitere sind geplant. Man hat berechnet, daß sich nach Erstellung der entsprechenden Werke die jährliche Stromerzeugung in Alaska auf mindestens fünfzig Milliarden Kilowattstunden steigern lassen wird.

Juneau, die Hauptstadt des Landes, ähnelt mit ihren breiten asphaltierten Straßen, den Regierungsgebäuden, Riesenhotels, Filmtheatern und Nachtclubs mehr als jeder andere Ort Alaskas einer der typischen Binnenstädte des amerikanischen Kontinents. Auch hier prallt wieder Altes und Neues unvermittelt aufeinander, wenn unmittelbar neben den modernen Geschäftshäusern in den Straßen seltsam geschnitzte und buntbemalte Totem-Pfähle aufragen, Zeugnisse alter indianischer Kunstübung und zugleich eines Kultes, der eine Mittelstufe zwischen Fetischismus und Religion darstellte.

Wesentlich bedeutender als Juneau ist der Hafenplatz Anchorage. Die Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude sind hier sozusagen über Nacht aus dem Boden geschossen; denn 1925 war Anchorage noch ein kleines Garnisonstädtchen mit etwa 2500 Einwohnern. Heute ist es mit

Schwimmende Fischkonservenfabriken, fahren zu den Hauptfangplätzen, hier an der Südostküste Alaskas, wo oft tiefhängende Nebel die Fischerei erschweren



Ketchikan ist einer der wichtigsten Häfen Alaskas

rund 30 000 Einwohnern die größte und gleichzeitig auch modernste Stadt Alaskas.

Neben diesen wenigen größeren Niederlassungen, zu denen noch Fairbanks, der Mittelpunkt des Bergbaugebiets, Ketchikan, die Hafenstadt mit den großen Konservenfabriken, die alljährlich für 50 Millionen Dollar Lachs und andere Fische exportieren, ferner Nome, der Flug- und Flottenstützpunkt im äußersten Westen, und Kondike, die Stadt des Goldes, gehören, findet man friedliche kleine Orte mit hübschen Häusern und Gärten, die den Dörfern und Kleinstädten von Minnesota oder Iowa verblüffend ähnlich sind. Hier wohnen Farmer und Handwerker, vornehmlich aber auch Goldgräber, Trapper, Lachsfischer, Holz- und Fellhändler.

Die wirtschaftliche Erschließung Alaskas ist ebenso wie sein

Ausbau zum nördlichen Verteidigungswall

der USA in erster Linie ein finanzielles Problem. Die Schaffung genügender Wohn- und Unterbringungsmöglichkeiten für Siedler und Soldaten bleibt der große Engpaß. Dabei spielen auch die hohen Materialtransportkosten eine Rolle, die sich kaum wesentlich verringern lassen werden, solange man keine direkte Eisenbahnverbindung USA—Kanada—Alaska gebaut hat. Denn der Transport mit Schiffen, Autos und Flugzeugen, die schon seit langem auch für den Verkehr im Innern des Landes eine erhebliche Rolle spielen, ist kostspielig. Und die große, 2500 km lange Alaska-Straße, die von Dawson Creek in Nordwest-Kanada bis nach Fairbanks im Herzen Alaskas führt, ist zwar ausgezeichnet, aber im Winter selbst für Spezialfahrzeuge schwer benutzbar.

Trotz aller erstaunlichen Fortschritte steckt die industrielle Entwicklung Alaskas noch in den Kinderschuhen. Aber alle Vorbedingungen dafür, daß sie rasch vorangetrieben wird, sind gegeben. Wasserkraft steht für die Energieerzeugung im Überfluß zur Verfügung, dasselbe gilt für Kohle und Holz. Die Landwirtschaft gewinnt mehr und mehr an Bedeutung und strebt danach, ihre Erzeugung allmählich so zu steigern, daß sie mit der Zeit den Bedarf des Landes voll zu decken vermag. Und als einem der künftigen Knotenpunkte des Weltluftverkehrs zwischen Amerika und dem Fernen Osten eröffnen sich auch auf diesem Gebiete für Alaska günstige Aussichten. Dem „großen Land“ steht eine große Zukunft bevor.

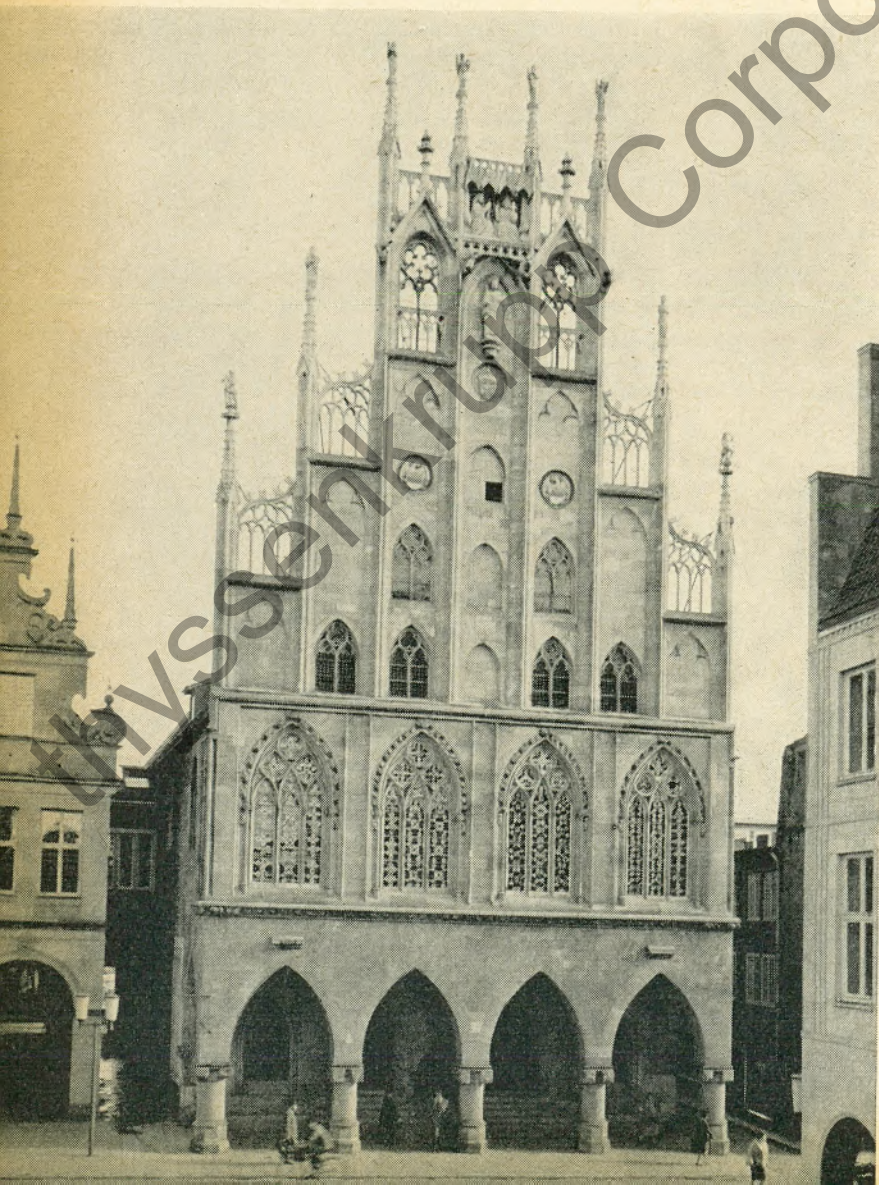


Die alten Rathäuser von Münster und Dortmund

Der 30. Oktober 1958 war ein Festtag für die westfälische Landeshauptstadt Münster. Man beging in feierlicher Ratsitzung die nunmehr völlige Wiederherstellung des traditionsreichen Rathauses. Vor genau vierzehn Jahren, am 28. Oktober 1944, trafen die Bomben das hohe Gebäude am Prinzipalmarkt, stürzte der berühmte Giebel auf das Pflaster. Nach zehn Jahren des Wiederaufbaues, möglich gemacht durch die Initiative und Opferbereitschaft der Münsteraner Bürgerschaft, ist Münsters Rathaus in alter

Gestalt, wenigstens was die prachtvolle Fassade und den kostbaren Friedenssaal angeht, wiedererstanden. Der Tag der Vollendung hat weit über Münster und Westfalen hinaus Bedeutung: ist doch zum ersten das Rathaus zu Münster eines der würdigsten und schönsten Beispiele spätmittelalterlicher Bürgerbaukunst, ist es doch zum anderen Schauplatz großer europäischer Geschichte gewesen. So wird jeder, der sich einen Sinn für die Vergangenheit und ihre Zeugen bewahrt hat, die Wiederherstellung die-

Die wiederhergestellte Fassade des Rathauses zu Münster



ses Bauwerks begrüßen, mag auch das Wie der Erneuerung nicht immer seinen ungeteilten Beifall finden.

Die Fassade

Es gibt nur wenige alte Rathäuser in Deutschland, die den Stolz, die Macht und den Reichtum des deutschen Bürgertums im Mittelalter so überzeugend und sinnfällig zeigen wie das Rathaus zu Münster. Wir denken dabei vornehmlich an die berühmte Fassade am Prinzipalmarkt. Über dem gemessen kräftigen Schritt der vier schmucklosen Arkaden, den reichverzierten Fenstern des Hauptgeschosses erhebt sich der ungewöhnlich hohe und prächtige Treppengiebel, besetzt mit schlanken Spitzen und zierlichen steinernen Gittern, die letzte Stufe kunstvoll und reich durchbrochen.

Einfach und klar hat der unbekannte mittelalterliche Baumeister die hohe Fassade gegliedert, die strengen Formen jedoch belebt mit feinem, goldschmiedeartigem Zierat, so daß ein harmonisches Bild von Kraft und Vornehmheit entstanden ist, ein stolzes und prächtiges Zeugnis von der geschichtlichen Bedeutung des Bürgertums im späten Mittelalter.

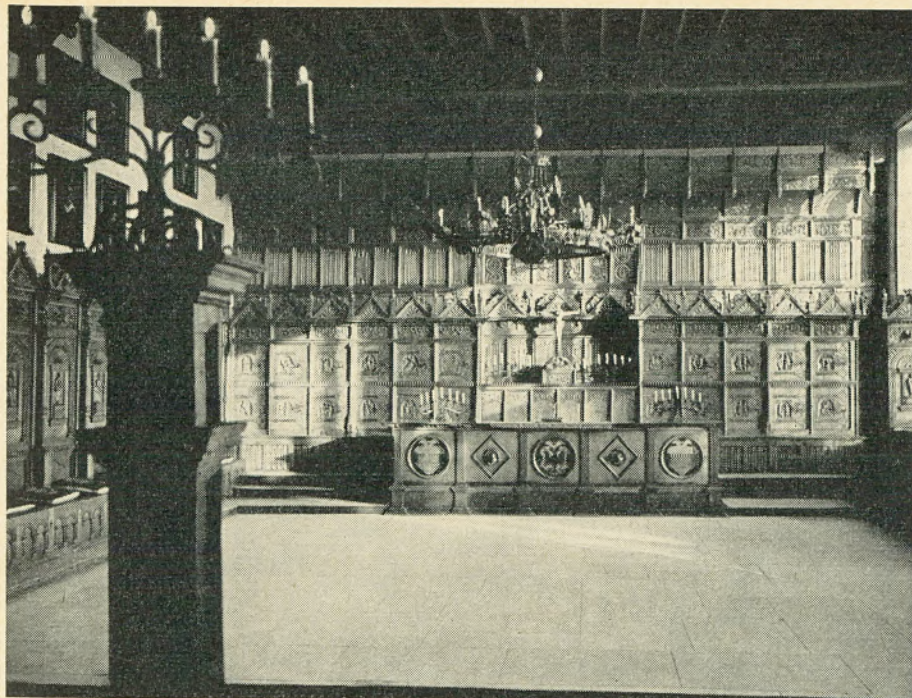
Zu jener Zeit des 14. Jahrhunderts, als das Rathaus gebaut wurde, erlebte Münster eine hohe wirtschaftliche Blüte. Fast unabhängig von der bischöflichen Gewalt, war die Stadt wichtiges Mitglied der mächtigen Hanse. Münsters Kaufleute unterhielten weite Handelsbeziehungen, erwarben Reichtum, Macht und Ansehen, gaben Kredite an Könige und Fürsten.

Der Reichtum der Bürger war jung gegenüber dem der Kirche und des Adels. Gemessen an diesem, war das Bürgertum gleichsam ein „Emporkömmling“. Wenn heute ein Emporkömmling repräsentieren will, so fällt das meist recht dumm und stillos aus. Das Bürgertum des späten Mittelalters verstand es, den neuerworbenen Reichtum und die darauf sich gründende Macht würdig, maßvoll und stilvoll zu veranschaulichen. Das lehrt die Rathausfassade von Münster, wie noch manches bedeutende Rathaus, das um diese Zeit in den reichen und mächtigen Handelsstädten des nördlichen Deutschlands entstand.

Der „Friedenssaal“

Im Innern birgt Münsters Rathaus eine besondere Kostbarkeit, den „Friedenssaal“. So heißt dieser Raum, die alte Rats- und Gerichtskammer der Stadt, seitdem im Jahre 1648 hier ein bedeutender Friedensschluß stattfand.

Sechs Jahre lang; von 1643 bis 1648, verhandelten in Münster und Osnabrück die Gesandten der europäischen Staaten, um dem Dreißigjährigen Krieg das lang



Das Innere des „Friedenssaales“

ersehnte Ende zu setzen. In der Ratskammer von Münster kam dann innerhalb der umfassenden Verhandlungen zu Anfang des Jahres 1648 ein wichtiger Sonderfriede zustande: der Friedensschluß zwischen Spanien und seiner ehemaligen Provinz, den Generalstaaten der Niederlande. Dieser Friedensvertrag, der in der Ratskammer feierlich beschworen wurde, brachte dem jungen Staat der Holländer endlich auch die rechtliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom spanischen Königreich. Es nimmt daher nicht wunder, daß der „Friedenssaal“ zu Münster zu einer nationalen Gedenkstätte der Holländer geworden ist, die sich hier gern und zahlreich dieses bedeutungsvollen Ereignisses in der Geschichte ihres Landes erinnern.

Sieht man sich im „Friedenssaal“ um, so gemahnen an sich nur die an der Westwand aufgereihten Porträts der beteiligten Gesandten an das Jahr 1648. Weit lebendiger und bestimmender ist in diesem Raum die Atmosphäre der alten Rats- und Gerichtskammer. Eine reiche und kostbare Vertäfelung aus dem 16. Jahrhundert umläuft die Wände und umkleidet die Pfeiler der hohen Fenster. An der nördlichen Stirnwand hinter dem gewaltigen Richtertisch erhebt sie sich in einem prächtigen Aufbau bis unter die schwere Balkendecke, die den ganzen Raum überspannt.

Es ist ein ebenso köstliches wie interessantes Unternehmen, einmal in Muße die trefflich geschnitzten Einzelheiten dieser Vertäfelung zu betrachten. In

kaum faßbarer Fülle breitet sich da ein Gewimmel von tiefsinnigen, heiligen, unheiligen, komischen und grotesken Szenen, Figuren und Symbolen aus, umspielt von einer unerschöpflichen, phantasiereichen Ornamentik.

Gegenüber diesem alten Holzschnittwerk verblasen die ohnehin schon nicht sehr gut gemalten Köpfe der Herren Gesandten. Es ist wohl auch weniger das Bewußtsein, an einer wichtigen Stätte der europäischen Geschichte zu stehen, was den Reiz des „Friedenssaales“ ausmacht, als vielmehr die Schönheit und Geschlossenheit der alten Ausstattung, die durch ihre Auslagerung vor den Bomben des letzten Krieges bewahrt werden konnte.

Die Wiederherstellung

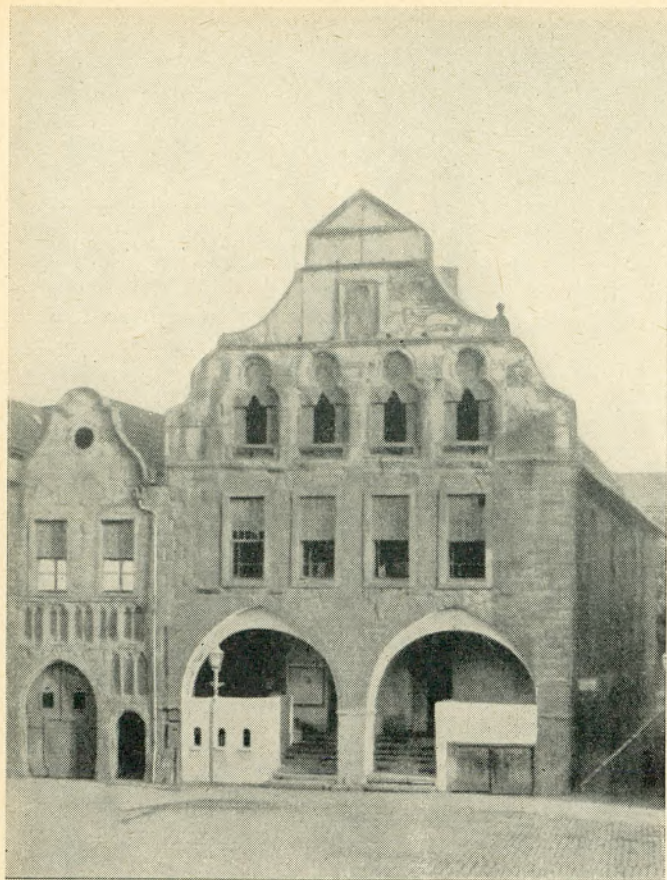
Das Wahrzeichen Münsters, die berühmte Rathausfassade, ist in ihrer alten Gestalt wiedererrichtet worden. Zwar wirkt sie gegenwärtig noch wie ein sauber und getreu gefertigtes Modell aus einem historischen Baukasten, doch werden Wind, Regen und Ruß dem hellen, frischen Steinwerk bald die nötige Patina geben.

Eine Rekonstruktion, eine Kopie. Aber eine gute und — man darf sagen — notwendige Kopie. Das originale Material des 14. Jahrhunderts wurde vernichtet — wer will, mag daraus den Schluß ziehen, daß die prachtvolle Fassade unwiederbringlich verloren ist und nimmer durch einen Wiederaufbau ersetzt werden kann. Wer aber den Bestand und

die Wirklichkeit eines bedeutenden Baudenkmals der Vergangenheit nicht von der Ursprünglichkeit seines Materials abhängig machen will, wem es weniger auf das Alter des Stoffes selbst als auf die alte Form und Gestalt des Stoffes ankommt, für den wird kein großer Unterschied sein zwischen der ursprünglichen zerstörten und der neuen rekonstruierten Fassade. Das Wichtigere ist doch, die Form, die gültiger und bedeutender Ausdruck der Vergangenheit ist, zu bewahren und damit die Vergangenheit lebendig zu erhalten. Das ist allerdings, auch mittels der genauesten Kopie, nur recht selten möglich und wird noch seltener gelingen. In der alten neuen Rathausfassade von Münster scheint es gelungen. Hätte man nun wenigstens auch im Innern (Bürgerhalle, Festsaal und sonstige Räume außer dem Friedenssaal) getreu den alten Zustand rekonstruiert! So schlecht war die Ausstattung, die das 19. Jahrhundert den mittelalterlichen Räumen gab, beileibe nicht, als daß man sie heute geringschätzen dürfte. Das Beste — und Mutigste freilich wäre es gewesen, das Innere im modernen Sinne und mit modernen Mitteln auszugestalten. Statt dieser Möglichkeiten ist man auf einen unseligen Mischmasch verfallen: Aufwand und Luxus, wie man sie heute in großen Banken und teuren Hotels antreffen kann, auf „altdeutsch“ behäbig dargeboten und auf „gotisch“ gestimmt. Das ist weder alt noch neu, weder in guter Weise traditionell noch modern. Sicherlich besteht in diesen Räumen das Bedürfnis nach Repräsentation. Aber man ist doch der Bedeutung und Schönheit des Bauwerks und des Friedenssaales Besseres schuldig als die aufdringliche Entfaltung nachkriegsdeutscher Wohlhabenheit in altdeutschem gotisierendem Gewand. Sosehr der opferfreudige Bürgersinn, der den Wiederaufbau des Rathauses ermöglichte, zu begrüßen ist, sosehr vergriff man sich in der Ausgestaltung dieser Räume. Die Wiederherstellung von Fassade und Friedenssaal aber bleibt eine verdienstvolle Tat.

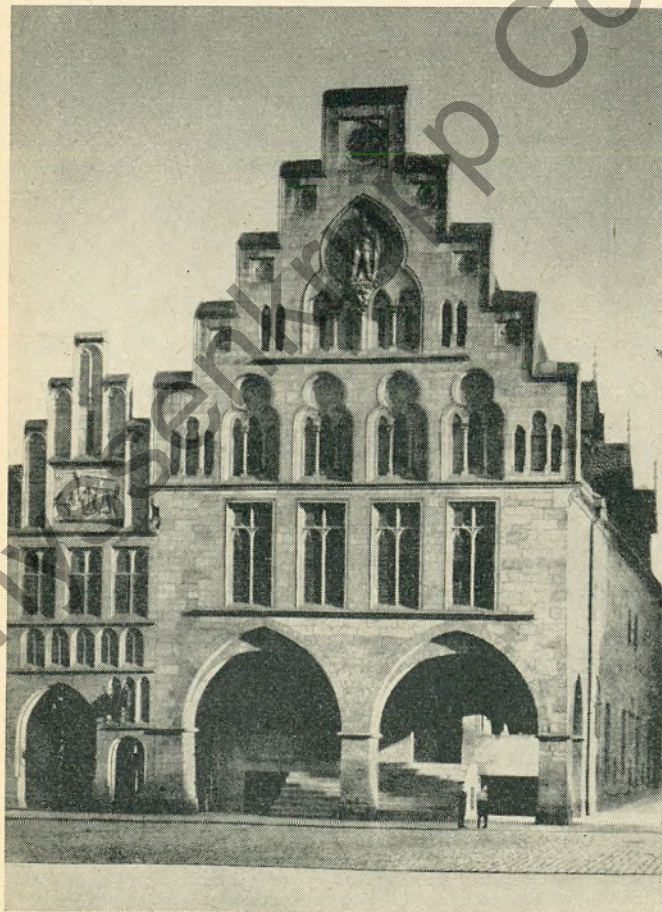
Deutschlands ältestes Rathaus

Der Festtag von Münster gibt guten Grund, sich einmal des alten Rathauses von *Dortmund* zu erinnern. Dortmund hat sein völlig zerstörtes Rathaus nicht wiederaufgebaut. Wo es einst stand, am Alten Markt, sind neue Gebäude von anderer Bestimmung errichtet worden. Soll man dies bedauern? Die Dinge liegen hier anders als in Münster. Münsters Rathaus war und ist Mittel- und Höhepunkt des schönen und einzigartig geschlossenen Prinzipalmarktes, den man mit gutem Recht wenigstens im Gesamt-



Das Dortmunder Rathaus vor der Erneuerung

Das Dortmunder Rathaus nach der Erneuerung



eindruck wiederherzustellen bemüht gewesen ist. In Dortmund hatte man keinen Anlaß, den Alten Markt wegen einer besonderen architektonischen Bedeutung mit dem Rathaus als Hauptgebäude wiederaufzubauen. Auch legte sonst keine außergewöhnliche künstlerische oder geschichtliche Rangstellung die Wiedererrichtung des Dortmunder Rathauses besonders nahe. Sicherlich ist aber auch das Verhältnis zu Geschichte und Tradition in der Industriestadt Dortmund weniger eng als im ländlichen konservativen Münster. Dies mögen die Gründe sein, aus denen ein Wiederaufbau des Rathauses in Dortmund unterblieben ist.

War das alte Rathaus von Dortmund auch bei weitem nicht so bekannt wie das von Münster, so gebührte ihm doch bis zur Zerstörung ein bemerkenswerter Ruhm: der des *ältesten* Rathauses in Deutschland.

Sein Ursprung liegt im 13. Jahrhundert. Um diese Zeit ist Dortmund längst eine wichtige und mächtige *Freie Reichsstadt*, die sich der Gunst und häufiger Besuche der deutschen Kaiser und Könige erfreut, unabhängig von irgendwelchen Landesherren, nur Kaiser und Reich verpflichtet. Wie stolz die Dortmunder Bürgerschaft auf die freie und selbständige Stellung ihrer Stadt war, machte eine Inschrift am Ostentor kund:

*„Düs stadt ist vry, dem ryke holt,
Verköpt des nicht ump alles golt.“*

Auch auf den Gründer der Stadt konnte man in Dortmund stolz sein, nehmen doch die alten Chroniken Karl den Großen mit einigem Recht als Vater Dortmunds in Anspruch. Daher auch das Standbild des großen Kaisers gegenüber dem des Stadtpatrons Reinoldus in der Reinoldikirche wie auch seine Statue im Giebel des alten Rathauses.

Wahr ist, daß Karl der Große auf einem Feldzug gegen die Sachsen im Jahre 775 vom Rhein ostwärts bis in die Gegend von Dortmund vorstieß und die sächsische Hohensyburg eroberte. Den Hellweg von Duisburg bis Paderborn baute er zu einer großen Heerstraße aus. Entlang dieses so wichtigen Weges wurden feste Königshöfe zum Schutz und Unterhalt der Truppen angelegt. Unzweifelhaft bestand seit dem 9. Jahrhundert ein solcher Königshof in Dortmund (an der Stelle des heutigen Hauptbahnhofs), mag derselbe auch nicht direkt auf Karl den Großen zurückgehen.

Um den Platz der Reinoldikirche entwickelte sich dann bald eine Marktsiedlung, die dank ihrer günstigen Lage an der wichtigen Handelsstraße des Hellwegs einen raschen Aufschwung nahm

und schon seit dem 10. Jahrhundert als Stadt angesehen werden darf. Fortan errang sich Dortmund eine wichtige Stellung im Reich, die sich vor allem gründete auf den ausgedehnten und gewinnbringenden Fernhandel der Dortmunder Kaufleute.

Im Jahre 1232 brannte in einer Nacht die ganze Stadt nieder. Ungebrochen und mutig, ein Zeichen für die Lebenskraft der Dortmunder Bürger, ging man an die Wiederbelebung des Handels und den Wiederaufbau der Stadt. Damals entstand auch das alte Rathaus, bis zu seiner Zerstörung das älteste in Deutschland.

Wir dürfen allerdings dieses für ein deutsches Rathaus einmalige Alter nicht zu wörtlich nehmen. Das Bauwerk, das im letzten Krieg unterging, war kaum mehr dasjenige des 13. Jahrhunderts. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das recht verfallene Gebäude aus Dortmunds mittelalterlicher Blütezeit durch den Stadtbaurat Kullrich weitgehend erneuert, ja sogar in manchem frei ergänzt.

Der „alte Kasten“

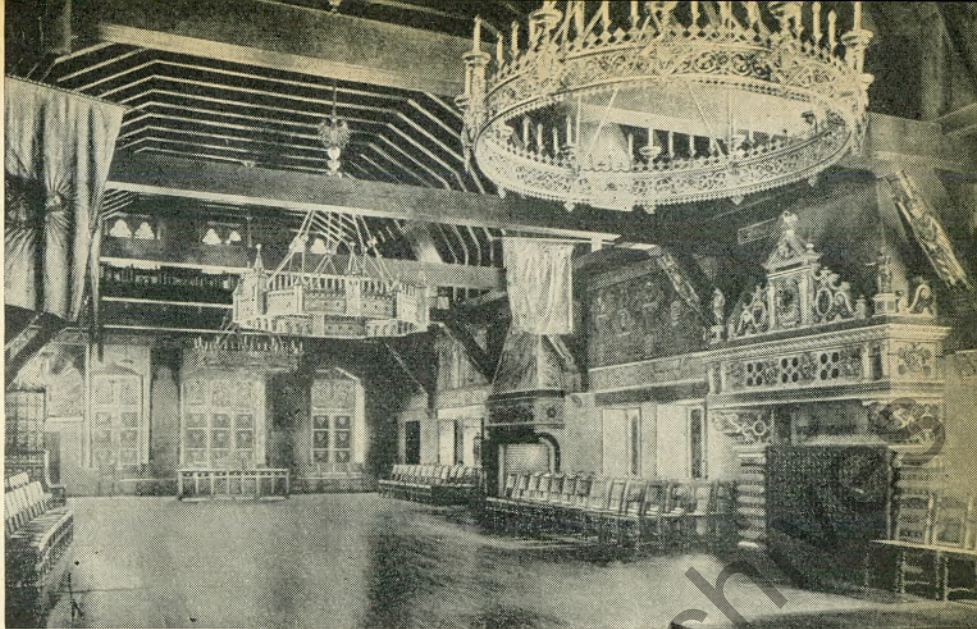
Doch zunächst der Zustand vor dieser Erneuerung. Mit dem Ende des Mittelalters setzt der wirtschaftliche — und damit auch politische — Niedergang Dortmunds ein. Der Dreißigjährige Krieg läßt die ehemals so einflußreiche Handelsstadt zu einem unbedeutenden Ackerstädtchen herabsinken, woran sich kaum etwas ändert bis zum Aufbruch der modernen Großindustrie nach der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Sinnfälliges Zeichen dieses Niederganges ist der trostlose Zustand des Rathauses, wie ihn eine alte Photographie zeigt: Die zwei mächtigen Bogenöffnungen der Vorhalle sind durch häßliche Einbauten entstellt, Risse durchziehen das schöne Quaderwerk, und der Putz ist in großen Flächen herabgefallen. Der hohe Giebel mußte 1740 wegen Baufälligkeit abgetragen werden und wurde durch einen viel zu niedrigen Aufbau mit trockenen Barockkurven ersetzt, der der Fassade ein unschönes, gedrücktes Aussehen gibt. Mißachtet und verspottet, war der Abbruch des „alten Kastens“ schon beschlossene Sache.

Die Erneuerung

Da fördern Untersuchungen, die an dem alten Gemäuer gemacht werden, unverschrte schöne Einzelheiten aus der Erbauungszeit zutage. Endlich erwacht das Interesse der Bürgerschaft an dem arg vernachlässigten Bauwerk. Man beschließt die Erneuerung.

Wir wissen nicht, wie das Äußere des Rathauses ausgesehen hat. Doch wird die Wiederherstellung durch Kullrich in



Der große Saal im Dortmunder Rathaus

den Jahren 1897—1899 dem ursprünglichen Bild recht nahekommen. Daß früher die Marktfront einen hohen Treppengiebel hatte, läßt die berühmte Stadtansicht erkennen, die der Dortmunder Geschichtsschreiber Detmar Müller im Jahre 1611 zeichnete. Nun erst, nachdem dieser Giebel durch Kullrich wiederhergestellt war, gewann die Fassade die ursprünglichen schönen Maßverhältnisse zurück. Ihr ruhiger, geschlossener, kräftiger Umriss unterscheidet sie deutlich von Münsters Rathausfassade, deren Konturen durch den steinernen Zierat der Spitzen, Gitter und Bogengalerien aufgelockert wird. Auch ist sie schwerer und massiger, dem Boden verhaftet, als die leicht und steil aufstrebende Fassade in Münster. Was die beiden Rathausfronten von Dortmund und Münster unterscheidet, ist die fortschreitende Entwicklung des Baustils, der Gotik: Von der einfachen, kräftigen älteren Form in Dortmund zu der leichteren, lebhafteren jüngeren Gestaltung in Münster.

Die Erneuerung durch Kullrich war, wenigstens was die Fassade angeht, eine schöne und überzeugende Leistung, während ja sonst die Wiederherstellungsversuche des 19. Jahrhunderts für die alten Bauwerke oft eher nachteilig ausfielen.

Werfen wir noch einen Blick ins Innere des erneuerten Rathauses. Durch das Tor der „Schreiberei“ (der kleine Anbau links) gelangte man in die „Tuchhalle“, die das Erdgeschoß des Rathauses einnahm. Diese einfache Halle trug diesen Namen nach ihrem alten Zweck: Sie diente im Mittelalter den Dortmunder Tuchhändlern als vornehme Verkaufsstätte der von weit-her erworbenen kostbaren Stoffe.

Über der Tuchhalle, im Hauptgeschoß, lag der weiträumige Rathaussaal mit dem mächtigen, hoch ins Dach sich wölbenden Gebälk. Auch dieser offene Dachstuhl war ein Werk der Erneuerung, das recht gut gelang, gab es doch in seiner schmucklosen Kraft und Schwere dem großen Saal wieder die ernste Größe und schlichte Würde, die dieser in früheren Zeiten gehabt haben mag. In den Einzelheiten der neuen Ausstattung, den Leuchtern, Kaminen und Möbeln verriet sich so recht der Geist und Geschmack der Jahrhundertwende: eine eigenartige Mischung von Mittelalterlichem und Wilhelminischem. Man wollte den Glanz des Mittelalters beschwören, wie man vielerorts im neuen kaiserlichen Deutschland sich die äußeren Formen der hohen Zeit des mittelalterlichen Reiches auslieh, um Macht und Würde des neuen Kaiserreiches zur Schau zu stellen. Dieses Unternehmen mußte notwendig in einem unglaublich würdigen, nur äußerlichen Gepräge steckenbleiben, denn der Geist des 19. Jahrhunderts hatte mit dem des Mittelalters nichts mehr gemein. Hier im großen Rathaussaal allerdings störte die neue altertümliche Ausstattung das schöne Gesamtbild des Raumes ein wenig, das mächtige, ernste Gebälk bestimmte ganz den Eindruck dieses Saales.

Die Vernichtung des Rathauses ist ein schmerzlicher Verlust für Dortmund, haben doch die rasche Entwicklung zur modernen Industriestadt und der verheerende Bombenkrieg das Stadtbild aller alten Bürgerbauten beraubt. So ist es notwendig, will man nicht alle Fäden zur Vergangenheit abreißen lassen, sich manchmal des Verschwundenen in Bild und Wort zu erinnern. Fritz Endemann

Lösungen aus dem Februarheft

Auflösung „Im Zeichen der Jungfrau“:
 Waagerecht: 1. Merkur, 5. Mars, 8. Aar, 9. Fee, 10. Edam, 11. Satrap, 12. Betel, 13. Isergebirge, 17. k. o., 18. Erg, 20. Bob, 21. Ara, 23. Ai, 24. Quecksilber, 28. Insel, 29. Ilias, 32. Ren, 34. Nautilus, 36. Tom, 37. Fassade.

Senkrecht: 1. Moerike, 2. Raabe, 3. Kamera, 4. Ur, 5. Met, 6. Aerar, 7. September, 9. falb, 11. See, 14. Sorau, 15. in, 16. Geo-, 19. Gremium, 20. Biber, 22. Achat, 23. Als, 24. Quint, 25. si, 26. Indus, 27. Elend, 30. Lao, 31. Sif, 33. nie, 35. la.

Auflösung des „Reißverschluß-Rätsels“:
 1. Gatow, 2. Erika, 3. Hotel, 4. Tiger, 5. Sirup, 6. Olymp, 7. Krebs, 8. Theke, 9. Vesuv, 10. Ebene, 11. Kater, 12. Eiche, 13. Ghazi, 14. Nepal.

Mittlere Senkrechte: Weltpostverein.

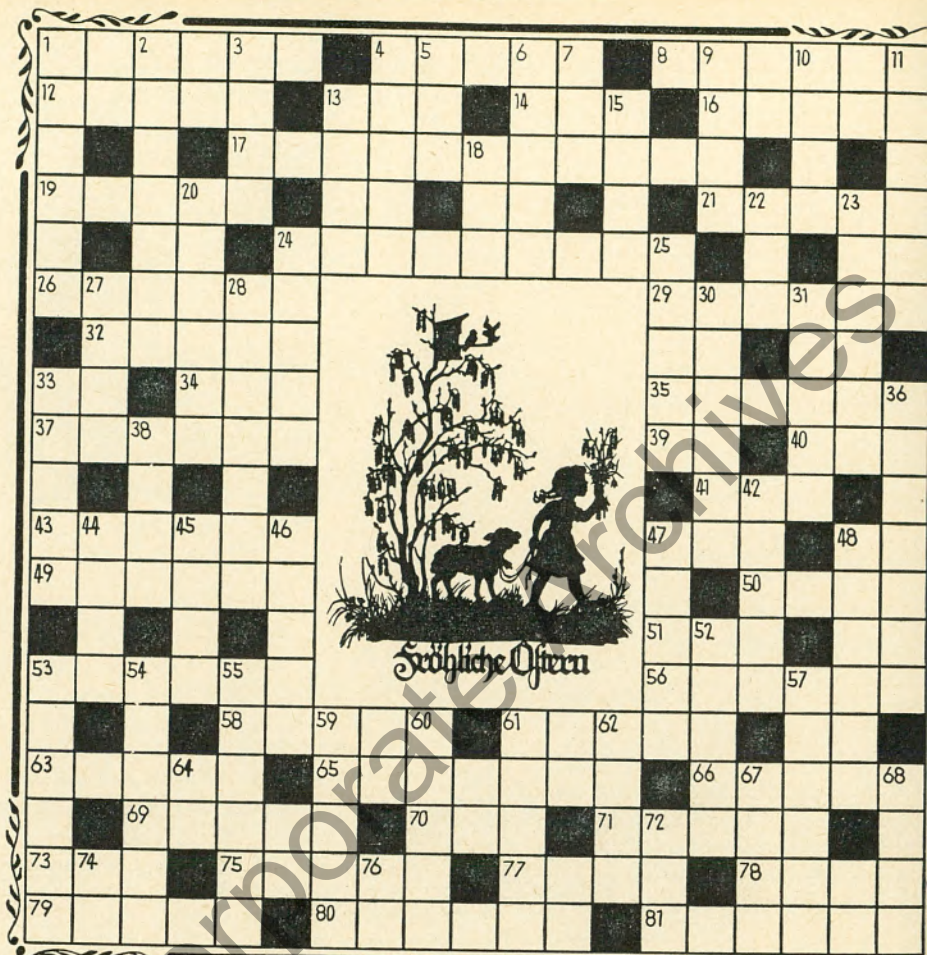
Lösung des magischen Quadrats:

1. Orkan, 2. Raabe, 3. Karat, 4. Abart, 5. netto.

Lösung des Zerlegerätsels:

1. Fahrenheit, 2. Wasser, 3. Wunder, 4. Darss, 5. Neid.

Unser Oster-Kreuzworträtsel



Magisches Quadrat

Die Buchstaben e — e — e — e — e — e — e — e — e — g — g — i — i — l — m — m — m — m — m — n — n — r — r — r — sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. Naturerscheinung, 2. blaßgelbes indisches Harz, Scheingold, 3. Edelstein mit vertieftem Bild, 4. linker Nebenfluß der Weser, 5. inneres Organ.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

„Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte, jung wird das Alte fern und nah, der Odem Gottes sprengt die Gräfte:

Die Ergänzung zu diesen Versen von Emanuel Geibel erhalten Sie in den waagerechten Reihen 26, 29, 53 und 56.

Waagerecht: 1. Die vierzig Tage vor Ostern, 4. Scherz, 8. Fahrrad für zwei Personen, 12. Raummaß, 13. griechischer Buchstabe, 14. Frauenname, 16. Fluß der Schweiz und Frankreichs, 17. widerrufen, berichtigen, 19. Anhänglichkeit, 21. seltenes Huftier Afrikas, 24. bedeutende schwedische Dichterin, 26. und 29. siehe Vorbemerkung, 32. Laubbaum, 33. Flächenmaß, 34. altertümlich: Unwahrheit, Täuschung, 35. Einzelheit, 37. französische Landschaft, 39. lateinische Abk.: im Jahre des Herrn, 40. Getränk, 41. lateinisch: ich, 43. niederdeutsch: Taumacher, 47. das Universum, 48. französisch: du, 49. Alarmgerät, 50. Nebenfluß der Fulda, 51. Schwiegersohn Mohammeds, 53. und 56. siehe Vorbemerkung, 58. Stadt in der Schweiz (Kanton Solothurn), 61. Süßwein, 63. Nebenfluß des Rheins, 65. Musikinstrument aus Ton, 66. lateinisch: Erde, 69. Fluß in England, 70. landwirtschaftlicher Betrieb, 71. Turnerabteilung,

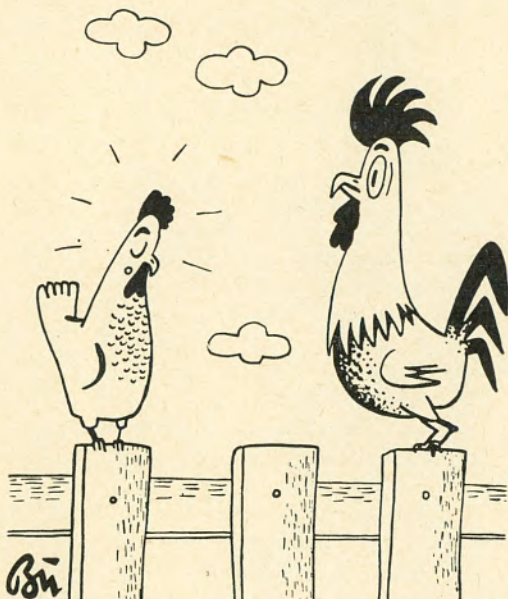
73. Gedicht, 75. Flurzimmer, 77. erstrebter Zweck, 78. Schwimmvogel, 79. langsame Musikstück, 80. altes Trockenmaß, 81. Qual.

Senkrecht: 1. Komponist der Oper „Martha“, 2. Schabernack, 3. Planet, 4. schmaler Gebirgsweg, 5. griechische Naturgottheit, 6. Unterhaltung, 7. Fürwort, 9. italienischer Fluß, 10. Frauenname, 11. feinwolliges Schaf, 13. Frauenname, 15. Name der Zirbelkiefer, 18. Bauwerk quer zur Straße, 20. schreckliches Wesen, 22. feines Leder, 23. Ausflug, auch Heirat, 24. geraume Zeit anhaltend, 25. Stadt in Hessen (Dom mit Bonifatiusgrab), 27. Schweizer Nebenfluß des Rheins, 28. täuschen, 30. Geige, 31. Muse, 33. Vorderseite der Münze, 36. versunkener Erdteil, 38. Wasserstrudel, 44. Vermerk auf dringenden Mitteilungen, 45. Mitglied des höchsten englischen Adels, 46. Stadt in Estland, 47. französischer Physiker, 48. Beiwagen der Lokomotive, 52. Verzeichnis, 53. Sinnbild, 54. Rabenvogel, 55. Stadt in Spanien, 57. Stadt in Italien, 59. Stammeszeichen bei primitiven Völkern, 60. Metallstift, 61. die einzelnen Plätze im Zuschauerraum, 62. lateinisch: Meer, 64. Fürwort, 67. Nebenfluß der Elbe, 68. Blutbahn, 72. Nebenfluß der Saale, 74. hier, 76. französischer Artikel.

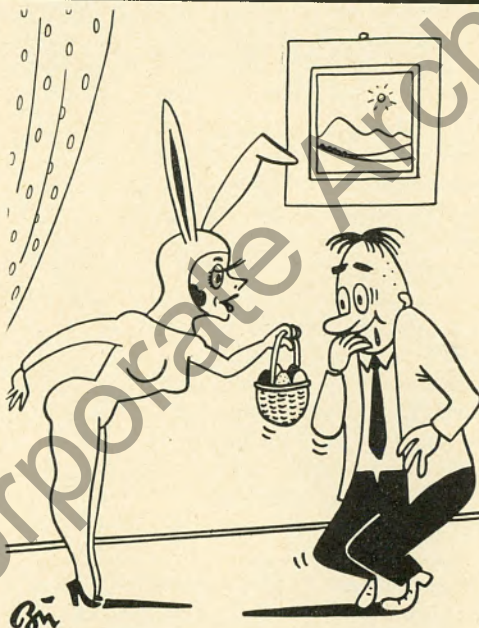
Kurz gelacht



„Ich finde, liebe Else, das mit dem Osterei aus Seife ist ein blöder Scherz!“



„Liebster, ich erwarte ein Osterei!“



„Ich sehe nicht ein, Herr Bruno, daß sich nur kleine Kinder über den Osterhasen freuen sollen!“



„Schulze nebenan scheint sich wieder über die zu hart gekochten Ostereier zu ärgern!“



„Wie aufmerksam von meinen Rekruten!“



Der Hüttenkieker

Wenn man älter wird, dann fühlt man
oftmals sich enttäuscht und leer.
Dazu kommt die Kreislaufstörung.
Manchem ist das Herz „nur“ schwer,
und das ist's nicht nur symbolisch:
Unsere Wissenschaft beweist,
daß das Herz tatsächlich mehr wiegt,
in dem Maß, wie man vergeist.
Andere Organe schrumpfen,
man wird krumm, die Füße Blei,
und Verzicht gilt es zu üben
hier und da, ganz nebenbei.
Flügel aber hat die Seele!
Wenn sie's lenzlich leicht durchbebt,
lehrt Erfahrung, daß das Herz sie
immer wieder neu erhebt.
Ganz besonders diesen Sommer,
weil in Dortmund ja die Luft
bundesgartenschaulich voll wird
von Sauerstoff und Blütenduft.
Wer noch Sorgen hat durch Schulden,
der saniert sich leicht und schnell,
wenn sein Bett er abvermietet:
„Komm ins Florian-Heim-Hotel!“
Und wer gar 'ne Dauerkarte
hat, schläft sowieso kaum mehr:
„bundesgartenschaulich Betten
spart“ bei uns ein ganzes Heer.
Dieses Jahr in Urlaub fahren?
Nee, hier ist genug Natur.
In Wandelgängen Brunnen trinken?
Ich spazier' hier und mach' Kur!
Als Globetrotter (wie in Pisa)
fühlt demnächst sich mancher Mann,
der vom Friedensturm der Ollen
in die Küche gucken kann.

Wer oben Detektiv will spielen,
braucht nur durchs Opernglas zu schielen.

Allerdings, von solcher Höhe
'runter schaut man nicht umsonst.
Und das vorher einzusparen,
ist und bleibt 'ne schwere Kunst.
„Klar, die Piepen würden reichen,
wenn ich nicht...“, so fängt es an.
Niemals geht die Rechnung auf, weil kaum wer
seine Wünsche drosseln kann.
Da beginnt man denn zu sparen,
hastig, am verkehrten Ende:
Lohnt für den, der Nutzholz spaltet,
diebischer Mißbrauch der Hände?
Vor Versuchung uns zu wahren
und zu schonen unsern Stolz,
hat man werksseitig beschlossen,
uns zu liefern „Mutterholz“.
Schon ist bei den Invaliden
die Maschine aufgestellt,
die Abfall zu Brennholz spaltet;
kauf es dir für wenig Geld!
's liegt in der Natur des Menschen,
daß er gar zu gern vergißt,
was an ähnlich guten Sachen

ihm hier sonst geboten ist:
Bürsten, Schrubber, Körbe, Besen,
allerbeste Qualität,
viele Dinge für den Hausputz,
um den sich Mutters Denken dreht.
Lobend' Zeugnis, mündlich, schriftlich,
hebt hervor: „Schier ewig hält,
was in der sozialen Werkstatt
unsrer Hütte ward erstellt.“
Willem, bring doch mal statt Blumen
einen Besen mit nach Haus!
Muttern, abgelenkt, fragt dann nicht:
„Gehste denn schon wieder aus?“

(Man packe psychologisch an
das Problem, das man nicht lösen kann.)

Der, der häuslich ist, gewinnt noch
zu dem Zeugnis, daß er „brav“,
nebenbei ein langes Leben,
denn das garantiert der Schlaf.
Frage: Lohnt sich's, zu verlängern,
daß man hier malochen kann?
Eines Tags holt der Gevatter
Tod uns doch. Und was kommt dann?
Wer darauf nichts kann entgegnen,
findet sich am besten ab
mit dem Leben ('s wird ja Frühling)
und vergißt erst mal das Grab.
In die Lehrwerkstatt zieht bald der
Frühling ganz leibhaftig ein:
Meinste, Emil, nicht, wir könnten
ganz getrost doch dabeisein?
Meiner, deiner, unsre Jungen!
Das Leben hat uns nicht geschont.
Aber wenn die Jungs was werden,
Emil, hat sich's doch gelohnt.
„Klookschierter“ und „Besserwisser?“
Gerade sollen sie es sein!
Traten wir denn anders, Hans, Karl,
einst in unser Leben ein?
Wer auf halber Strecke stehenbleibt,
man tadle ihn nur nicht:
Mehr als ernstlich sich bemühen
kannst du nicht und kann ich nicht.
Aber, wenn wir unsre Grippe,
Freunde, jetzt zusammentun,
— ihr wißt schon wo, was zu verbessern... —
mich läßt das Tag und Nacht nicht ruhn!
Es geht dabei nicht um den Mammon,
nicht um Ruhm, Unsterblichkeit,
nur, ich schaff' es nicht alleine,
doch wir schafften es zu zweit
oder dritt. Es kommt im Leben
letzten Endes darauf an,
daß sich einer auf den andern
wie auf sich verlassen kann.
„Arbeit um der Arbeit willen!“
das wird unser Testament.
Wohl euch, Söhne, wenn ihr diese
schlichte „Weisheit“ fassen könnt.

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr — Adschüß, ihr Leut'.



LAPPEL

AUS'M MARTINWERK



BEIM TRANSPORT VON SCHWEREN SACHEN
GIBT ES MEISTENS NICHTS ZU LACHEN,
WICHTIG IST, DASS MAN DRAN DENKT,
DASS DIE LAST AUCH GERADE HÄNGT

IN DEM ANGEFÜHRTEN FALLE
IST'S MIT VORSICHT RESTLOS ALLE,
WILL MAN DIE UMSICHT NICHT VERLIEREN,
DARF MAN NICHT IMPROVISIEREN



H. Kallisch

Downloaded from <http://ajphaphapublications.org/> on 12/12/2016. Copyright © 2016 American Journal of Public Health. All rights reserved. This article is intended solely for the personal use of the individual user and is not to be disseminated broadly.



Mit Selbstbeherrschung erreicht man mehr!